Katholische Blätter für
weltanschauliche Information

ORIENTIERUNG

Nr. 23/24 48. Jahrgang Doppelnummer Zürich, 15./31. Dezember 1984

Am Ende dieses Jahres legt der Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, *Philip Potter,* sein Amt nieder. Im Bewußtsein, daß diesem ersten Leader der Ökumene aus der Dritten Welt gerade innerhalb des deutschen Sprachraums ein teilweise bornierter Widerstand erwuchs und man hierzulande eine seinem prophetischen Charisma keineswegs gerechtwerdende Beurteilung lesen mußte, möchten wir unseren Dank bezeugen für die Inspiration, die wir auch als Katholiken von ihm empfangen haben. Im folgenden drucken wir einen Abschnitt aus seinem letzten *Bericht vor dem Zentralausschuß* (Juli 1984) ab, der um das Leitmotiv des Wachsens und Zusammenwachsens im Anschluß an Kol 1, 15–20 sowie an einen Text von Evanston (1954) kreist und auch die gemeinsam mit Papst Johannes Paul II. (Besuch in Genf, Juni 1984) eingegangene Verpflichtung zu neuen Initiativen erwähnt. *(Red.)*

Prüfstein für das Zusammenwachsen

Natur- und Humanwissenschaftler haben viel zu unserem Verständnis vom Wachstum des Leibes beigetragen. Denken wir doch einmal an das Werden und Wachsen des Menschen selbst. Die Empfängnis ist ein Akt zweier Menschen. Neun Monate lang wachsen wir im Leib der Mutter und sind gänzlich abhängig von ihr in unserer Entwicklung bis zu dem Zeitpunkt, da sie ihr eigenes Leben riskiert, um uns zur Welt zu bringen. Und weiter vertrauen wir darauf, daß sie uns nährt und pflegt. Dieser Kontakt, diese frühe Mutter-Kind-Beziehung, ist ungeheuer wichtig, denn das Baby, das Kind, kann nur in einer solchen Atmosphäre uneingeschränkten Vertrauens gedeihen. Langsam wird es dann zu einem autonomen Wesen, entwickelt eine eigene Identität. Es lernt, sich selbständig zu bewegen und selbständig zu handeln. Auch dies setzt Vertrauen voraus, jetzt gegenseitiges Vertrauen zwischen den Eltern und dem Kind. Es wächst weiter und lernt, Eigeninitiative zu entwickeln, seine Möglichkeiten auszuloten, sobald es in direkten kreativen Kontakt mit anderen Menschen und der Natur, also mit seiner Umwelt kommt. Dieser Interaktionsprozeß zieht sich durch unser ganzes Leben hin. Es kommt nur darauf an, diesen Prozeß durch gegenseitiges Vertrauen und gegenseitige Hilfe richtig zu beeinflussen.

Dieses Wachsen des Leibes entspricht genau dem Bild des Paulus vom Leibe und allen seinen Gliedern, der durch das Haupt und zum Haupte hin wächst, zu Christus, der die Liebe ist. Wir haben in all den Jahren viel erreicht im Hinblick auf die Entwicklung gegenseitigen Vertrauens unter den Kirchen. Das verdanken wir dem Geist, der unter uns wirkt, und unseren heißen Gebeten mit- und füreinander, unseren vorsichtigen Schritten aufeinander zu und in die Welt, in Glauben und Treue und mit der Bereitschaft, unsere materiellen und geistlichen Gaben miteinander zu teilen ...

Doch das Bild vom Wachsen des Leibes erinnert uns auch daran, wie lebensnotwendig gegenseitiges Vertrauen und Respekt füreinander sind. Gegenseitiger Respekt, das heißt, die Identität des anderen wie auch seine Fähigkeit zu respektieren, in einer Gemeinschaft des Vertrauens Initiativen zu ergreifen. Davon sind wir weit entfernt in einer Welt voller rassischer, ethnischer und sexistischer Unterdrückung. Der Ökumenische Rat hat der Tatsache besondere Aufmerksamkeit gewidmet, daß in Kirche und Gesellschaft Rassismus und Sexismus vorherrschen. Ganz besonders schmerzt die Erkenntnis dieser Realität in unseren Kirchen. Der Rat wurde nochmals dringend ersucht, dem Streben nach einer Gemeinschaft von Frauen und Männern, Weißen und Schwarzen, in seinen Programmen höchste Priorität einzuräumen. Einer Gemeinschaft, in der die Identität jedes einzelnen zur Bereicherung aller voll zur Geltung kommen kann. Dies ist ein echter Prüfstein unserer Bereitschaft, in Christus zusammenzuwachsen, vor dem es weder Jude noch Grieche, weder Sklaven noch Freie, weder Mann noch Frau gibt, sondern wo wir eins sind in unserer Vielfalt, die von ihm ist, und der uns in den Stand setzt, wirklich Mensch zu sein in seiner Liebe. *Philip Potter*

PHILIPPINEN

Was kommt nach Marcos?: Interview mit dem Verfassungsrechtler *Joaquin G. Bernas* in Manila – Geburtstags-«Demonstration» für den ermordeten Oppositionsführer *Benigno Aquino* – Kandidat einer geeinten Opposition hätte Chancen auf einen Wahlsieg – Durch Verfassungsänderung wäre Macht des Präsidenten zu beschränken – Paralysierte Militärmacht – Politische Bewußtwerdung nach der Ermordung von Aquino.
Interview: Ludwig Kaufmann

LITERATUR

Vier Könige auf dem Weg zu Jesus: Poetische Vergegenwärtigung der Dreikönigsmythe in *Michel Tourniers* Roman – Legende vom vierten König, der zu spät kam – Jeder König begibt sich auf *seinen* Weg – Gastgeber Herodes verkörpert die dämonisch-unerlöste Macht – Der in Betlehem geborene Kind-König Jesus als Gegenbild – Der Esel, der die Weihnachtsgeschichte erzählen darf – Der vierte König, Prinz Taor, auf der Suche nach Süßigkeiten – Das Mißverhältnis von Erwartung und Erfüllung – Das stellvertretende Leiden Taors – Der Zuspätgekommene erfährt als erster das Mysterium – Reflektierte Naivität der romanhaften Erzählung – Das Heilige als Burleske – Jesus als initiatorische Bezugsperson.
Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

CHINA

Deng Xiaoping und die Nach-Mao-Ära: Pragmatische Suche nach langandauernder politischer Stabilität – Konsequenter Aufbau einer effizienten Führungsspitze – Dengs Sieg über die «Viererbande» – Vergangenheitsbewältigung in China: zur Verurteilung der Kulturrevolution – Taktische Zweiteilung im Vorgehen – Die vier Modernisierungen – Reformen in Staats- und Parteiführung – Sozialistische Rechtsstaatlichkeit – Professionalisierung im Militärsektor – Im Kampf gegen die Überbevölkerung – Wirtschaft und Technik als Motor der Entwicklung?
Byron Weng, Hongkong

Umweltprobleme in China: Augenschein in einigen Provinzen – Reprivatisierung der Landwirtschaft löst Bauboom aus – Zugang zu chinesischer Fachliteratur ist im Ausland leichter als in China – Satelliten-Aufnahmen enthüllen langfristig ablaufende Veränderungen – Steigerung der Produktivität und gleichzeitige Versteppung.
Jean-Pierre Voiret, Thalwil

POLITISCHE ETHIK

«Geben – nicht Hassen»: *Albert Camus'* Friedensformel – Ein Interview, wenige Tage vor seinem Tod – Kann der weltpolitische Dualismus überwunden werden? – Besitz der Gewalt ruft wahnhafte Zwangsvorstellungen hervor – Realistischer Pessimismus als ethische Option – «Und nicht hassen, wenn man es kann.»
Heinz Robert Schlette, Bonn

BUCHBESPRECHUNG

Edith Stein – Biographie als Mystagogie.
Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern

Philippinen: Was kommt nach Marcos?

Manila, 27. November. Auf dem weiten Lunettaplatz werden Tausende von gelben Fähnchen geschwenkt. Sie zeigen das Gesicht des vor einem Jahr ermordeten Oppositionsführers *Benigno Aquino*. Sein Bruder und seine Tochter treten auf, denn heute ist sein Geburtstag. Eine Messe wird gefeiert und die Erinnerung an diesen großen Christen beschworen, der Haß und Gewalt gleichermaßen ablehnte und das Evangelium im Sinne aktiver Gewaltlosigkeit zu leben versuchte. Die Feier hat denn auch ausgesprochen friedlichen Charakter, kaum ein Transparent ist zu sehen, und man fragt sich, wo unter den vielen Studentinnen und Studenten jene geblieben sind, die, wie man es immer wieder - auch von ihren Lehrern - hören muß, nur noch an die Gewalt zur Veränderung der Verhältnisse glauben. Auf einem Spruchband über der Balustrade ist immerhin der herausfordernde Satz zu lesen «Marcos verschwinde!», und in verschiedenen Sketchs und Songs werden Anspielungen auf den Präsidenten gemacht: seine Zeit sei abgelaufen.

Tatsächlich war in jenen Tagen im ostasiatischen Raum, den ich bereiste, das Medienthema Nr. 1 «Sein oder Nichtsein» des philippinischen Präsidenten Marcos. Japanische Zeitungen sprachen in Schlagzeilen auf der ersten Seite von seinem möglichen Tod oder von einem schweren chirurgischen Eingriff, und im ersten Blatt, das mir auf den Philippinen durchs Busfenster angeboten wurde, war die Titelseite von dem einzigen Fragesatz bedeckt: «Wie steht es mit der Gesundheit des Präsidenten?»

Daß dieses Thema im Lande selbst in allen möglichen Varianten bald ernsthaft, bald witzelnd angegangen werden kann, ist ein Novum, wie überhaupt die offene Sprache zu politischen Fragen jeden verblüffen muß, der sich erinnert, wie schnell einer, der sich ein wenig vorwagte, noch im vorletzten Sommer hinter Schloß und Riegel kam. Erst seit der Ermordung Aquinos am 21. August 1983 wagen es die Filipinos, den Mund aufzutun.

Seither gibt es zum Beispiel eine zweite, auf billigerem Papier und in größerer Auflage publizierte, auf Fragen der Gerechtigkeit spezialisierte Ausgabe des Magazins «Mr. & Ms.». In ihr fand ich eine Kolumne eines Verfassungsrechtlers, *Joaquin G. Bernas,* der die Frage «Ist er oder ist er nicht?» mit einem Zitat aus Demosthenes zu den Gerüchten um den Tod Philipps von Mazedonien beantwortete. Danach waren solche Gerüchte ohne Belang, denn, so Demosthenes, «falls er stirbt, werdet ihr in eurer Gleichgültigkeit alsbald einen anderen Philipp produzieren». Im folgenden war zu lesen, unter welchen Voraussetzungen die Verfassung eine Neuwahl für den Staatschef vorsieht und welches der «normale Lauf der Dinge» wäre, *«falls es erlaubt wird,* daß die verfassungsmäßigen Prozesse in Gang kommen». Zum Schluß wurde Demosthenes nochmals aufgenommen mit der sarkastisch-herausfordernden Frage, ob, wenn es denn wirklich zu diesen Prozessen und zu Neuwahlen komme, die Filipinos nicht trotzdem nur einen «weiteren Philipp» kreieren würden.

Diesen Kolumnisten wollte ich kennenlernen, um ihn weiter zu befragen. Ich erfuhr, daß er Jesuit und Präsident der «Ateneo de Manila University» sei, daß er oft in Kreisen von Juristen als Referent und Berater beigezogen werde und daß Kolumnen schreiben sein Hobby sei. Ich suchte ihn im ausgedehnten Campus seiner Universität auf, und er stellte sich bereitwillig meinen Fragen.

Interview in Manila

Ludwig Kaufmann (LK): Herr Professor Bernas, welche Möglichkeiten eröffnet die Verfassung für die Nachfolge von Präsident Marcos?

J. G. Bernas (B): Angenommen, Marcos stirbt heute, so übernimmt automatisch der Speaker (Vorsitzende) des Parlaments die Funktion des Präsidenten. Innerhalb von zehn Tagen hat dann das Parlament den Termin für die Neuwahl (Direktwahl durch das Volk) auszuschreiben: sie darf nicht früher als 45 Tage und nicht später als 60 Tage nach dieser Ankündigung stattfinden, das macht maximal 70 Tage nach dem Tod.

LK: Ist das in einem so ausgedehnten Land nicht eine gar kurze Zeit?

B: Für die herrschende Partei, die organisatorisch relativ gut vorbereitet ist, mag die Zeit ausreichen, allerdings zeichnet sich kein überragender «Leader» für die Nachfolge ab; schwieriger ist es für die Opposition, da sie sehr zersplittert ist. Es geht jetzt darum, ob sich die Oppositionsparteien auf einen Kandidaten einigen können. Würde dies gelingen, hätten sie gute Chancen.

LK: Vorausgesetzt, die Wahlergebnisse werden nicht verfälscht. - Wie wird es aber de facto im Fall von Präsidentenwahlen zugehen?

B: Es wird sauberer zugehen als das letzte Mal, wo sozusagen alles verfälscht war, so daß Marcos 90 Prozent aller Stimmen erhielt, was niemand geglaubt hat. Inzwischen sind die Bürger aktiver geworden in der Überwachung des Wahlvorgangs, wie sich schon bei den Parlamentswahlen im Mai dieses Jahres zeigte. Auf dem Hintergrund einer ganzen Geschichte von «schmutzigen» Wahlen waren sie diesmal relativ «sauber», das heißt mancherorts sehr und andernorts ziemlich sauber.

LK: Wie schlug sich das im Ergebnis nieder?

B: Die Oppositionsparteien errangen 60 Sitze, das ist ungefähr ein Viertel. Dabei war die Opposition gespalten: eine sehr große Gruppe boykottierte die Wahlen. Ohne diesen Boykott hätten die Oppositionellen natürlich mehr Sitze errungen.

LK: Was hätte sich damit geändert?

B: Hätten sie 100 oder mehr Sitze gewonnen, dann wäre ein rascherer Wandel in der verfassungsmäßigen Ordnung möglich. Man hat nämlich im Parlament bereits mit der Inangriffnahme solcher Änderungen begonnen. Aber es ist sehr schwierig voranzukommen.

LK: Welche Änderungen drängen sich auf?

B: Erstens ist die Macht des Präsidenten zu beschränken. Zurzeit ist sie praktisch unbeschränkt. Das Parlament müßte realer Gesetzgeber werden, und zwar in dem Sinne, daß bestimmte Regeln eingehalten werden, die garantieren, daß Wünsche und Meinungen der Bevölkerung Gehör finden. Derzeit herrscht ja weithin Willkür. Gesetze werden beliebig erlassen, wie es gerade den Interessen des Präsidenten und seiner Partei entspricht.

LK: Was für andere Verfassungsänderungen wären erwünscht?

B: Die Wahlkommission des Parlaments ist ein sehr schwaches Organ. Ihre Macht zur Durchführung freier Wahlen muß gestärkt werden. Desgleichen steht es schlimm um die Unabhängigkeit der Gerichte. Sie hängen sehr stark vom Präsidenten Marcos ab, und das gilt auch für den Obersten Gerichtshof. Bei den lokalen Gerichten ist es noch schlimmer: sie sind leicht zu kontrollieren.

LK: Wie ist in einem so ausgedehnten, sich über 7000 Inseln erstreckenden Land, wo oft nicht einmal das Telefon funktioniert, solche Kontrolle möglich?

B: Durch die Gouverneure, durch das Militär und durch den Präsidenten selber. Marcos hat seine Arme überall: Er kontrolliert das Geld!

LK: Ist der Staat als solcher in diesem Land stark?

B: Sehr stark; aber es ist die Macht des Präsidenten.

LK: Ist diese Macht größer als zum Beispiel diejenige des amerikanischen Präsidenten in der Innenpolitik der USA?

B: Ja, nicht zuletzt wegen seiner sehr strengen Kontrolle auch der privaten Unternehmungen, der Banken und der Industriegesellschaften.

LK: Läßt sich sein Finanzimperium mit der Raffgier eines Somoza vergleichen, die am Ende an Verrücktheit bzw. Alterswahnsinn grenzte, oder ist er gescheiter?

B: Er ist auf jeden Fall sehr gescheit. Aber er ist jetzt auch sehr

krank. Ich weiß nicht, wie er noch länger tätig sein kann.

LK: In welchen Bevölkerungskreisen rekrutiert sich seine Partei, und wo ist die Opposition angesiedelt?

B: Hinsichtlich der sozialen Klassen sind es praktisch dieselben: auf beiden Seiten ist das ganze Spektrum vorhanden. Marcos war so lange an der Macht - 19 Jahre! -, daß er seine Gnadenerweise beliebig nach allen Seiten zuteilen konnte bzw. kann.

LK: Die Unterschiede sind also nicht so sehr ideologischer Natur?

B: Es gibt neuerdings in der Opposition Parteien mit klarer ideologischer Ausrichtung, die sich von den älteren Parteien unterscheiden. Das Spektrum läßt sich vielleicht folgendermaßen beschreiben: Da gibt es einmal die gleiche Art von Leuten wie auf Marcos' Seite, nämlich einerseits sogenannte «liberale», in Wirklichkeit korrupte Kapitalisten und anderseits anständige Kapitalisten mit guten Absichten. Sodann kommen die Kreise, die mehr in Richtung auf einen Sozialismus tendieren, und hier sind die jüngeren Parteien angesiedelt, die man in Europa wohl sozialdemokratisch nennen würde. Schließlich gibt es die Kommunisten, die sich eindeutig als solche verstehen. Die KP ist aber illegal, und so können sie keine Liste aufstellen. Deshalb propagieren sie entweder den Boykott, oder sie unterstützen Kandidaten, von denen sie ihrerseits Unterstützung erwarten.

LK: Wohin sind die Kommunisten orientiert: nach Moskau oder nach Peking?

B: Den dominanten Flügel stellen heute die Maoisten. In den fünfziger Jahren war hingegen noch die moskauhörige Richtung dominant.

LK: Wie können sie heute noch an Mao glauben?

B: Ich weiß es nicht. Sie lesen jedenfalls immer noch seine Bücher, modifizieren aber seine Lehren im Hinblick auf die Verhältnisse in den Philippinen. Im übrigen gibt es unter den Kommunisten hier sehr wenige Intellektuelle. Dafür sind sie sehr gut organisiert, in Zellen usw.

LK: Hat die Bevölkerung hier Angst vor den Kommunisten?

B: Ja und nein. Es gibt Unterschiede. Mancherorts sind sie von seiten der Bevölkerung besser akzeptiert als die Regierungsarmee, der vielerorts der Ruf von Gewaltmißbrauch vorangeht. Werden die Kommunisten solcher Peiniger des Volkes habhaft, machen sie mit ihnen kurzen Prozeß, und so erweisen sie sich in den Augen des Volkes als seine Beschützer, ja als diejenigen, die Recht schaffen, wo die offiziellen Gerichte versagen. Ich spreche hier vom bewaffneten Arm der Kommunisten - die gegenseitige Verbindung wird offen zugegeben -: genannt NPA (New People's Army).

LK: Woher bezieht sie ihre materielle Unterstützung, Geld, Waffen usw.?

B: Das ist nicht so klar. Bei den Waffen handelt es sich natürlich zumeist um Raubgut aus dem Land selber; andere stammen wahrscheinlich aus Libyen (Gaddafi! Viele Anhänger, zumal im Süden, sind Muslime). Ob sie auch von China Unterstützung erhalten, ist ungewiß. Die chinesische Botschaft hier hält nämlich sehr viel auf gute Beziehungen zur philippinischen Regierung, von der Peking gleich bei seinem Eintritt in die UNO anerkannt wurde.

LK: Welche Rolle spielt die Armee: Folgt sie bedingungslos Marcos, oder könnte sie zum «Staat im Staat» werden?

B: Die philippinische Armee hat eine starke Tradition der Unterordnung unter die zivile Regierung. Oberkommandierender der Armee ist laut Verfassung der Präsident der Republik.

LK: Hat hier somit die Auffassung, wonach die Militärs die Politik in die Hand nehmen sollen - ich denke an solche Doktrinen der sechziger und siebziger Jahre in Lateinamerika -, keine Tradition?

B: Nein. Aber neuerdings macht sich so etwas bemerkbar, weil die Militärs in den Jahren des Kriegsrechts (seit 1972) Geschmack an der Macht bekommen haben. Marcos konnte sich auf sie stützen, und sie erhielten eine wichtige Position. Allerdings so, daß Marcos immer die Kontrolle über sie behielt.

LK: Gab es keine Ministerposten für Militärs?

B: Einige Militärs gelangten in Regierungsdepartemente, aber dann legten sie ihre Offizierstitel ab.

LK: Besteht keine Gefahr für einen Putsch?

B: Von der Natur des Landes her - die vielen Inseln - ist ein Putsch, wie übrigens auch eine Revolution, sehr schwierig zu bewerkstelligen. Auch gibt es unter den Offizieren keinen, der alle Autorität beanspruchen könnte. Es gibt eine gewisse Spaltung oder Fraktionierung innerhalb der Armee: die einen sind dem Präsidenten sehr ergeben, andere, zumal jüngere und idealistisch gesinnte, sind unglücklich über den Machtmißbrauch des Präsidenten. In Kenntnis dessen hat Marcos denn auch ältere Offiziere über die übliche Zeit hinaus im Amt belassen, was die jüngeren natürlich erst recht unzufrieden macht.

LK: Was könnten diese Jüngeren unternehmen, um irgendwie effizient im Hinblick auf einen Wandel zu werden?

B: Vorläufig warten sie noch, bis die Notwendigkeit eklatant wird, daß sie sich organisieren. Aber es wird sehr schwierig sein, daß sie zusammenfinden von Insel zu Insel ...

LK: Ist es in einem solchen Inselreich nicht schon eine gewaltige Leistung, daß überhaupt etwas funktioniert an Dienstleistungen usw. Wie gut funktioniert es eigentlich?

B: Nicht sehr gut. Der öffentliche Verkehr zum Beispiel ist sehr ungenügend. Der inländische Flugverkehr ist zwar gut, aber erreicht längst nicht alle Gegenden. Die Schiffsverbindungen sind ziemlich gut, das Straßennetz aber ist nicht gut genug, und der öffentliche Verkehr mit Bahn und Bus ist überaus armselig.

LK: Welchen Einfluß haben die Christen auf die Politik: können sie auf Parteien Einfluß nehmen, sie christlich inspirieren?

B: Es gibt eine kleine christlichsozial-demokratische Partei. Sodann gibt es die große Philippinisch-Demokratische Partei, die in ihrer Philosophie durchaus christlich genannt werden kann, die aber den Namen «christlich» vermeidet, weil sie auch für Nichtchristen (Muslime) offen sein will. Im übrigen sind ja auch die meisten Mitglieder der anderen Parteien Christen.

LK: Stellen wir die Frage umgekehrt: Gibt es unter den aktiven Christen ein politisches Bewußtsein?

B: Es nimmt zu. Aber die so Engagierten pflegen sich nicht ausdrücklich als Christen zu präsentieren.

LK: Wird dieses politische Bewußtsein durch Basisgemeinden entwickelt, und wie weit ist es auch unter den Armen vorhanden?

B: Die Christlichen Basisgemeinden (Basis Christian Communities: BCC) entfalten generell ihre Tätigkeit außerhalb der städtischen Zonen und sind dann auch sehr effizient. Ihre Stärke liegt in der Anknüpfung an persönliche Bindungen. In den Städten hingegen, wo das Unpersönliche vorherrscht und wo es zu viele andere Organisationen, Vereine und Ablenkungen gibt, funktionieren sie nicht gut.

LK: Im Ausland haben seit dem letzten Jahr auch mehrere Verlautbarungen der Hierarchie zur politischen Lage Aufmerksamkeit gefunden.[1] Welche Einstellungen findet man bei den Bischöfen und welches Echo haben sie bei der Bevölkerung?

B: Der erste kraftvolle Protest nach Ausrufung des Kriegsrechts 1972 kam seinerzeit von den Ordensobern. Unter den Bischöfen waren es dann zunächst einzelne, dann eine Minderheitsgruppe, die sich vernehmen ließen und die schließlich auch die große Mittelgruppe für starke Verlautbarungen gewannen. Diese haben im Volk ein großes Echo ausgelöst. Die Bischofs-

[1] Vgl. u.a. Versöhnung heute. Erklärung der Bischofskonferenz der Philippinen vom 27. November 1983, in: Weltkirche (München), 3 (1983) 287ff. - Volksentscheid und Wahlen 1984 (Erklärung vom 8. Januar 1984) und Laßt Leben möglich sein (Hirtenbrief vom 11. Juli 1984), in: Weltkirche 4 (1984) 13f. und 171-176.

konferenz war ja die einzige organisierte Gruppe, die frei reden konnte, ohne selber *direkt* verfolgt zu werden. Nach einer kürzlichen Umfrage unter Berufstätigen stehen die Bischöfe jetzt sehr hoch im Kurs.

LK: Wie steht es generell mit dem Sinn für Gerechtigkeit?

B: Jedenfalls erleben wir seit der Ermordung Aquinos ein gewaltiges Erwachen in der Bevölkerung. Es spielen da verschiedene Faktoren mit. Zum ersten war das Volk wirklich empört, und diejenigen, die Gerechtigkeit für Aquino (Aufdeckung der Täter usw.) forderten, erlebten eine breite Unterstützung. Sodann ist die Regierung sehr auf eine günstige öffentliche Meinung im Ausland erpicht (Marcos tat viel, um ausländische Investitionen ins Land zu bringen), und so konnte sie auf die Reaktion des Volkes nicht mit direkter Repression antworten. Sobald nun aber das Volk wahrnahm, daß es möglich sei zu protestieren, tat es seinen Mund auf. So wird jetzt offen geredet und geschrieben, protestiert und demonstriert, wie Sie es selber sehen können.

LK: Ist eine solche Reaktion nicht einigermaßen erstaunlich für einen Mann, der im Exil war? Daß er trotzdem so im Herzen des Volkes präsent blieb?

B: Aquino war nur 2–3 Jahre im Exil und vorher – seit 1972! – im Gefängnis. Er war Senator und ein sehr volkstümlicher *Leader.* Ohne die Ausrufung des Kriegsrechts wäre Aquino – dessen bin ich sicher – bei den Wahlen von 1972 zum Präsidenten gewählt worden.

LK: Eine Pauschalfrage zum Schluß: Betrachten Sie die grundlegenden demokratischen Strukturen und das demokratische Bewußtsein für die Philippinen langfristig als tragfähig?

B: Ich glaube, ja. *(Interview: Ludwig Kaufmann)*

JESUS: POETISCH-SAKRAMENTALES SPIEL

Michel Tourniers «Kaspar, Melchior & Balthasar» als initiatorischer Roman

Die Gestalt Jesu muß von jeder Generation neu entdeckt, in jedem Kulturkreis aus dem eigenen Verstehenshorizont dargestellt werden. Daß Jesus als geschichtliche Person nicht objektivierbar ist wie Cäsar, Seneca oder Kaiser Konstantin, hat die historisch-kritische Theologie schon vor Jahrzehnten (seit Albert Schweitzer) erkannt. Die praktische Theologie verkündet vor allem den *kerygmatischen,* d. h. den heilsbedeutsamen und heilswirksamen Jesus. Die Theologie sucht für die überlieferten Worte den «Sitz im Leben» der Gemeinde damals. Die Verkündigung sucht den Worten Jesu den «Sitz im Leben» der Gemeinde heute, ihrer Personen, ihrer sozialen Beziehungen, ihrer gesellschaftlichen Umwelt. Theologie als Wissenschaft kann den überlieferten Worten nichts hinzufügen, kann sie nicht verändern, kaum ohne Vermittlung an ihren wirklichen Adressaten transportieren. Sie kann nicht «erfinden». Die wissenschaftliche und die praktische Theologie transportieren den dogmatischen, den codierten Jesus. Die Veränderungsvorgänge, die Konflikte, das Prozessuale des Erkennens, der Prozeß der Aneignung, Identifikation(en), der Verdunkelung, Erhellung im Adressaten – das ist der konkrete Mensch, das Individuum in Formen von Gemeinschaft und Zeitbewußtsein – werden von ihr nicht oder nur unzureichend berücksichtigt. Konflikte kommen fast nur im mehr oder minder biblisch entfernten oder dogmatisch fixierten Bezugsfeld «Sünde» zur Sprache, nicht aber im verwickelten und kaum je geradlinigen Lebensprozeß eines Menschen. Die Sprache der Verkündigung und die Erfahrungen des einzelnen, am Glauben sich orientieren wollenden Menschen liegen beträchtlich auseinander.

Was kann in diesem Kontext der Sprache und des Verhaltens die *Poesie* tun? Sie kann zum Beispiel Geschöpfe der Phantasie auf den Weg zu Jesus schicken. Das hat *Michel Tournier* mit seinem Roman «*Kaspar, Melchior & Balthasar*»[1] getan. In einem souveränen Spiel aus erfahrener Wirklichkeit, verfremdender Phantasie und befreiender Sehnsucht läßt er vier Gestalten aufbrechen zu dem verheißenen neugeborenen König.

Tournier kennt die christliche Mythenkammer, Schöpfungsmythe, Geburtsmythe, Dreikönigsmythe.[2] Er kennt auch die Legende von einem *vierten König,* der schicksalhaft nach Betlehem zu spät kam, aber eben durch die ihm geschehende und von ihm geschehen lassende Fügung in eine besondere Nähe des Gesuchten gerät.[3] Tournier kennt auch – in einer germanophilen Familie aufgewachsen und Studien im Nachkriegs-Tübingen betreibend – Franz Kafkas Suche nach der rechten Speise für Seele, Leib, Geist, Thomas Manns Mythenspiel in den Josephsromanen. Er ist mit einem Fundus kombinatorischer Phantasie begabt. Er lebt in der romanischen Freiheit des Spiels. Er verbindet das ästhetische Spiel mit der unausweichlich existentiellen Wegsuche. Er hört das «mythische Grundrauschen». Er gibt aber dem epischen Spiel eine *mystisch-sakramentale Gestalt.*

Tournier erzählt die Reisegeschichten der drei «katholisch» bekannten Könige, verbindet sie mit der subtilen, «notwendigen»

[1] Michel Tournier, Kaspar, Melchior & Balthasar. Roman. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1983, 299 S., DM 34,–/Fr. 31.30 (Seitenzahlen im Text des Artikels beziehen sich auf diese Übersetzung; französisches Original: Gaspard, Melchior & Balthazar. Gallimard, Paris 1980).
Tournier ist 1924 in Paris geboren. Er studierte in Paris und Tübingen, erwarb akademische Diplome in Jura und Philosophie. Er arbeitete beim Rundfunk, als Presseattaché und als Lektor. Danach wurde er freier Schriftsteller. Er übersetzte E. M. Remarque ins Französische. Für seinen Erstlingsroman «Freitag oder im Schoß des Pazifik» (franz. 1967, deutsch 1968; Fischer Tb. 5746) erhielt er den Preis der Académie Française (1967), für den deutsch-thematischen Roman «Der Erlkönig» (franz. 1970, deutsch 1972; Fischer Tb. 5793) den Prix Goncourt (1970). Tournier gehört in Frankreich zu den meistgelesenen Autoren der mittleren Generation. Inzwischen sind vier Romane (außer den drei bereits erwähnten noch «Zwillingssterne»: franz. 1975, deutsch 1977; Fischer Tb. 5792), ein Erzählband («Die Familie Adam»: franz. 1978, deutsch 1981; Fischer Tb. 5859 [erscheint 1985]) und der autobiographische Bericht «Der Wind Paraklet» (franz. 1977, deutsch 1979; Fischer Tb. 5313) ins Deutsche übersetzt (Originalausgaben jeweils bei Hoffmann und Campe, Lizenzausgaben – bisher außer «Kaspar, Melchior & Balthasar» – als Fischer Taschenbuch).

[2] Unter «*Mythe*» sei hier literarisch nichts anderes verstanden als eine alte, überlieferte Erzählung, die Menschen in Verbindung mit den Göttern, dem Göttlichen, dem Gott zeigt. Es geht in der Mythe nicht um den historischen Sachverhalt, sondern um das menschlich-göttliche Muster. So ist, literarisch betrachtet, «Kassandra» (siehe Orientierung 1983, S. 187ff.) oder der Bericht des Matthäus von den Magiern, die in der Volksüberlieferung zu den «Drei Königen» wurden, eine Mythe.
M. Tournier hat in seinem autobiographischen Versuch «*Der Wind Paraklet*» (s. Anm. 1) das Wesen und die epische Bedeutung des «Mythos» reflektiert: «Allein durch das Mythische entringt sich der Mensch dem Animalischen. Der Mensch ist nichts anderes als ein aus Mythen lebendes Tier. Nur durch den allgegenwärtigen Unterton, das Grundrauschen von Geschichten, durch das Kaleidoskop von Bildern, die das kleine Kind von der Wiege an umgeben und es bis zum Grab begleiten, wird der Mensch zum Menschen, gewinnt er Geschlecht, Herz und Phantasie eines Menschen ... Ein Schäfer, der Analphabet ist und zu seiner Schäferin sagt *Ich liebe dich,* würde mit diesen Worten nicht dasselbe meinen, wenn Platon *Das Gastmahl* nicht geschrieben hätte. Ja, die menschliche Seele bildet sich durch die Welt der Mythen, die in der Luft liegt.» Die gesellschaftliche Funktion und der Ehrgeiz der Schriftsteller geht dahin, «dieses mythische ‹Grundrauschen›, dieses bilderflutende Medium, in dem ihre Zeitgenossen leben und das der Sauerstoff der Seele ist, zu bereichern oder wenigstens zu verändern. Im allgemeinen gelingt ihnen das lediglich in kleinen, unmerklichen Tupfen ... Doch kommt es auch vor, daß ein Schriftsteller, dem ein großer Wurf gelingt, blitzartig die Seele seiner Zeitgenossen und ihrer Nachkommen verwandelt» (Fischer-Taschenbuch Nr. 5313, S. 149f.).

[3] Tournier teilt in einer der Anmerkungen zum Roman (S. 296) mit, daß er *Edzard Schapers* «Legende vom vierten König» kennt, die dieser aus der russisch-orthodoxen Tradition genommen hat (vgl. E. Schaper, Geschich-

Legende eines vierten. Die von verschiedenen Ausgangsorten, Interessen, Sehweisen her erzählten Geschichten visieren zuletzt die *direkt nicht* erzählbare Geschichte des *Einen* an, um dessentwillen alle Geschichten erzählt werden. ER ist ihre sowohl geheime wie offenbare Mitte. Indem die vier Könige sich auf die Suche machen nach ihm, verändern sie sich. Reisend begegnen sie sich selbst. Reisend weitet sich die initial vorhandene Öffnung. Ohne das durch Anlage vorhandene und durch einen göttlichen «Köder» in Gang gesetzte Initial hätten sie sich nicht auf den Weg gemacht. Keiner von ihnen ist ein Besitzender, keiner ein «Bürger». Jeder wird auf den Weg getrieben; Melchior auf eine mehr tragische, Kaspar, Balthasar und Taor auf eine erotisch-komische, ästhetisch-komische, nasch-komische Weise. Jesus erscheint am Ende nicht als blaß utopisches Prinzip, sondern als mystisch-realistisches Kind, das Adams Sündenfallgeschichte umkehrt, schließlich als der wunderbare Wanderprediger, der in einem anderen Verhältnis zu Wasser, Wein, Brot, Blut *ist* und dieses andere Verhältnis denen, die auf ihn zu- und eingehen, mitteilt. Sakramentale Mystik in einem kosmisch-komischen Realitätszusammenhang.

Die Geschichte der Magier, wie sie Matthäus erzählt, ist bekannt; bekannt ist die volkstümliche Verwandlung der Magier in die «Heiligen Drei Könige». Was löst die biblische Mythe heute bei den Lesern, Hörern noch aus? Gewiß erkennt der aufmerksame Christ in ihr ein bedeutendes Muster des Glaubens, der Weisung. Aber das durch die gotischen Flügelaltäre pompös in Szene gesetzte Bild ist seit Jahrhunderten ikonographisch fixiert. Es löst keine Impulse mehr aus. Tournier gelingt es, uns nicht nur vergnüglich zu unterhalten, sondern auch zum Nachdenken zu bewegen. Er erzählt auf der Grundlage der «ersten Mythe» seine «zweite Mythe», die ein breites Muster für leibseelisches und soziales Dasein in der göttlichen Welt der Schöpfung heute abgibt. Er zeigt uns mit Hilfe seiner poetischen Mythe den mystischen Aspekt, die mystische Veränderung von Realität durch die Geburts-, Lebens- und Lehrnähe Jesu.

Drei durch Liebe, Macht, Kunst Verletzte

Von drei verschiedenen Orten her schickt Tournier seine drei Könige auf die Reise nach Jerusalem. Einer von ihnen hat den Kometen gesehen, ein zweiter von ihm gehört, der dritte ist auf der Flucht. Größe, Erwartung, Interesse, Bildung, Alter, Befinden sind von Anfang an unterschiedlich angelegt. Ein poetisch-ästhetisches Spannungsfeld von Humanität kann sich entfalten.

Der schwarze König *Kaspar* von Meroë, kraftstrotzend, in besten Mannesjahren, bricht von jenseits des oberen Nils her mit seiner Kamelkarawane auf. Ihn treibt die unglückliche Liebe zu einer blonden weißen Sklavin. Sein Negertum ist ihm verhaßt. Er ist bereit, sich durch einen Kometen mit goldhaarigem Schweif in den fernen Norden locken zu lassen. Kaspar will sich durch Reisen ablenken lassen. Er hofft auf Heilung von seinem erotischen Weh, von seiner königlichen Einsamkeit und Langeweile.

Generationsälter, erfahrener, ästhetisch und griechisch gebildet ist König *Balthasar* im babylonischen Nippur. Ihn hat «der Mythos von Adam als dem Selbstbildnis des Schöpfers» (55) seit langem interessiert. Er liebt alles, «was unser Dasein schöner und edler macht, und in erster Linie die Darstellung des Lebens, die uns anregt, uns über uns selbst zu erheben» (61). Wenig interessiert an politischer Macht, sammelt er Kunstwerke, vor allem griechische und ägyptische Darstellungen der Menschen und Götter, in seinem «Balthasareum». Er sucht das Ewige in der zeitlichen Gestalt. Der Mann, der Gastmahl, Gespräche, die Nähe von Künstlern und jungen Männern liebt, empfindet die «Heterosexualität der Ehe» als schwerfälliges Joch. Von bilderfeindlichen, fanatischen Priestern aufgehetzt, zerstört die Meute der Unwissenden seine Bildersammlung. Von einer Stunde zur andern ist sein Haar gebleicht, seine Gestalt gebeugt, sein Blick verschleiert, sein Geschlecht verkümmert. Aber Balthasar resigniert nicht. Durch den Kometen läßt er sich noch einmal zur Reise verlocken. Schon als Kind waren ihm Schmetterlinge «wie Sendboten einer anderen Welt» erschienen, «die reine Schönheit, ... ohne jeden Handelswert» (62). Er sieht im Kometen einen «übernatürlichen Schmetterling» und verkündet, «eine gewaltige Wende zum Guten stehe bevor» (88). Kosmisches Licht und naturhafte Lichtgestalt, äußeres, erinnertes und ersehntes Licht geht ineinander über, bündelt sich, strahlt. Balthasar weiß, daß seinen ästhetischen Gebilden etwas fehlt. Er sucht die Überwindung des Gegensatzes «zwischen der im Hieratischen erstarrten Kunst ... und den spontanen Äußerungen einfachsten Lebens» (85f.). Wo wäre «ein Mittelding zwischen der unpersönlich-zeitlosen Goldmaske griechischer Götter und ... dem kindlich-ernsten Gesicht meiner kleinen Miranda» (d.i. seine kleine Tochter, 89)? Balthasar bricht mit seinem Gefolge zu Pferd nach Westen auf.

Aus der syrisch-arabischen Oasenstadt Palmyra ist der Knabe *Melchior* aufgebrochen, nicht freiwillig, sondern auf der Flucht vor seinem Onkel, der durch einen Staatsstreich die Macht an sich gerissen hat. Man hat seinen Vater durch einen «Jagdunfall» beseitigt. Melchior flieht zu Fuß, begleitet nur von seinem alten Lehrer. Er muß sich als Bettler durchschlagen. Nicht fixiert auf das ihm angetane Unrecht, merkt er bald, daß ihm diese Umkehrung «zum Besten» dient. Er lernt die Welt sehen, wie sie ist, bestehend aus «Königen, Räubern und Bettlern», die «allesamt außerhalb der gewöhnlichen menschlichen Beziehungen stehen und nichts durch Güteraustausch oder Arbeit erwerben». Der junge Melchior stellt sich vor, «daß vielleicht eines Tages eine Gesellschaftsordnung errichtet werden wird, in der weder ein König noch ein Räuber noch ein Bettler Platz hat» (98).

Kaspar und Balthasar begegnen sich mit ihrem Gefolge in Hebron. In Jerusalem werden sie von König Herodes zu einem Gastmahl eingeladen. Die souveräne Regie des Autors und sein Erzählwitz sorgen auf humorvolle Weise dafür, daß der Bettlerjunge Melchior als Page König Balthasars mitkommen kann, damit auch er die Lebensgeschichte und den Herrschaftsstil des raffiniert-mächtigen *Königs Herodes* erfahre. Herodes ist in allem der Gegentyp zu den drei friedvollen Königen: in seiner Besitzliebe zu Frauen Gegentyp zu Kaspar, in seiner Liebe zu Kunst (und Macht) Gegentyp zu Balthasar, in seiner Schuld und Raffinesse Gegentyp zu dem unschuldigen Melchior.

Der mißtrauisch-clevere Herodes weiß durch seinen Geheimdienst genau Bescheid über die drei Besucher. Er hat sie längst beschatten lassen. Er erzählt ihnen seine Absicht: Brot und Wasserleitungen für das Volk, Kunstwerke für die liberale Elite, Bauten als Repräsentation (von Macht), staatlich garantierte Ordnung für alle. Der Leser kennt das unlegendäre Muster seit Dostojewskis Legende von einem gewissen Großinquisitor. Der unterschiedslos - nämlich ohne geistiges Engagement - Tempel, Thermen, Theater subventionierende, Triumphstraßen bauende König, der sogar die «Olympischen Spiele wieder in Gang bringt», besitzt Macht, nichts als die Macht. «Ich bin derjenige König im Orient, der schon am längsten regiert, der am reichsten ist und der für sein Volk am meisten getan hat. Und gleichzeitig bin ich der unglücklichste Mensch auf der Welt, der am meisten verratene Freund, der am ärgsten beleidigte Gatte, der am frechsten herausgeforderte Vater, der am tiefsten gehaßte Despot der Geschichte» (139). Um die Macht zu erhalten, wird er zum Schlächter seiner Familienangehörigen.

Herodes ist der episch ins Bild gesetzte, metaphorisch beschriebene und umschriebene *Typus* schuldhafter, dämonischer, unerlöst-unerlösbarer *Macht;* als solcher *Gegentypus* des in Bet-

ten aus vielen Leben. Sämtliche Erzählungen. Artemis, Zürich - München 1977, S. 621-655). In Schapers Legende macht sich der vierte König wie die anderen drei auf den Weg. Unterwegs verbraucht er aber seinen Reichtum. Er speist Hungernde, kleidet Frierende, befreit Sklaven aus ihrer Knechtschaft. Eines Tages kann er auch den Stern nicht mehr sehen. Er wird eine Art Landstreicher. Zuletzt geht er für den Sohn einer Witwe auf die Galeere. Nach seiner Entlassung zieht er als Bettler durchs Land. Er begegnet Jesus erst auf dem Kreuzweg. Der Arme erkennt «mystisch» den Armen.

lehem geborenen Kind-Königs. Er hat vom Stern gehört und von der Prophezeiung des Micha. Der von allen Hintergangene beschwört die drei Betlehemreisenden, zu ihm zurückzukehren, damit er, der Tragöde der Macht, «nicht mit völlig verzweifeltem Herzen ins Jenseits hinübergehe» (164). Doch vor einem solchen Vertrauen bewahrt der souveräne «Haushofmeister» und Erzengel Gabriel die drei Besucher.

Der Esel als Repräsentant der «Göttlichen Komödie»

Der *kosmisch* die Einheit von Himmel und Erde andenkende, *paradiesisch* (das Paradies als rückwärts, nämlich heilsgeschichtlich erinnerte, vorwärts, nämlich poetisch-utopisch anvisierte, befreite Lebensganzheit) die Einswerdung von Natur, Mensch und Tier träumende Tournier läßt sich die im wörtlichen Sinn fabel-hafte Geschichte von *«Ochs und Esel»* nicht entgehen. Der Ochs «ist ein Wiederkäuer, ein Grübler, ein Schweiger» (169). Er sieht sich als jungen Stier, als gejochtes Ackertier. Er denkt an die Kuh, «das Muttertier schlechthin». Er weiß, daß seine «behütende, unerschütterliche, massige Gestalt» zu wachen hat «über Müh und Wehe der Jungfrau und über des Kindes Geburt» (170). Tourniers Tiere sprechen allegorisch, denken anthropomorph. Welche Symbolik, welch köstliche Selbstironie! «Der *Esel* ist ein Dichter, ein Belletrist, ein Schwatzmaul» (169). Sozial gesehen ist er aber ein «Armenesel». Wer anders als er dürfte die *Geburtsgeschichte erzählen.* Welche Perspektive der Kreatur aus Tierheit, Bewußtheit, angelisch-irdischem Witz! Der Esel spürt die große Stille und kosmische Bedeutung dieser Nacht.

«Die große Stille der längsten Nacht des Jahres hatte sich über die Erde gesenkt, und es war, als habe sie alle ihre Quellen und als habe der Himmel jedes Lüftchen angehalten, um diese Stille nicht zu stören. Kein Vogel regte sich in den Bäumen. Kein Fuchs auf den Feldern. Kein Mäuslein im Gras. Adler und Wölfe, alles, was Schnabel und Zahn besitzt, schloß Frieden und hielt, Hunger im Bauch und ins Dunkel starrend, Wacht. Selbst die Leuchtkäfer und die Glühwürmchen verhängten ihr Lichtlein. Die Zeit war versunken in geheiligte Ewigkeit.

Und plötzlich, in einem Augenblick, ereignete sich etwas Wunderbares. Ein Schauer unbezähmbarer Freude überlief Himmel und Erde. Ein Rauschen unzähliger Flügel bezeugte, daß Scharen von Engelsboten sich allerwärts in die Lüfte schwangen. Das Strohdach über uns war hell erleuchtet vom gleißenden Feuerstrom eines Kometen. Das kristallene Lachen der Bäche und das majestätische der Flüsse war zu hören. In der Wüste von Juda kitzelte ein Sandgekräusel die Dünenhänge. Ein Lobpreis stieg aus den Terebinthenwäldern empor und mischte sich mit dem gedämpften Applaus der Eulen. Die ganze Natur war ein einziges Frohlocken.» (177)

Wem das zu poetisch ist, der lese das 35. Kapitel bei Jesaja («Jauchzen soll die Wüste ...») oder Kapitel 18 im Buch der Weisheit («Als tiefes Schweigen alles umfangen hielt ...»). Diese Sprache nennt der biblische Christ «prophetisch». Wie aber möchte er die poetische Sprache Tourniers nennen? Unbeschadet der Schwierigkeiten der Benennung darf der «mystische» Christ mit diesen Bildern das Geheimnis betrachten. Der kreative Christ darf seine eigenen, persönlichen Bilder des Verstehens, Ahnens, Staunens einbringen. Es entspricht einem tiefen Verständnis der «Göttlichen Komödie», daß nicht angelisches Pathos oder ein hymnisierender Priester, sondern eben ein Esel spricht. Der freilich ist ein Poet. Durch ihn weht *«der Wind Paraklet»*[4].

Der episch-dramatisch bewußte Autor bricht alsbald die paradiesische Idylle durch den Besuch des hartnäckig religionsgeschichtlich fragenden Einsiedler-Hirten Silas. Er klagt das von Abraham geforderte unmenschliche Opfer ein. Warum wurde das Opfer Kains verworfen? Und warum so viele Tieropfer? Was ist das für ein «Fleischfresser»-Gott, der so viele blutige Opfer braucht? Für so aufmüpfige Anfragen ist freilich nicht mehr der Esel, sondern Gabriel höchstpersönlich zuständig. Ohne die Fragen des Anachoreten Silas befriedigend beantworten zu können, darf Gabriel auf die *«umwälzende Wende»* verweisen, die bei Abraham noch mißlungen, jetzt aber – siehe das Kindlein – neu eingeleitet wird. «Das Blut der Tiere wird fortan nicht mehr vergossen werden auf Gottes Altären.» – «Nach dieser Rede des Engels war eine Zeitlang andächtige Stille; es war, als schaffe sie Raum vor der umstürzenden, schrecklichen, herrlichen Wende, die er verkündet hatte. Jeder suchte sich auf seine Weise und nach seinen Kräften vorzustellen, wie sie sein würde, die neue Zeit» (182f.). In die erhabene Stille bricht die tierische Komik, «das schallende Jaaah des Krippenesels». Ich bewundere den epischen Regisseur Tournier, seinen Sinn für das mystisch Erhabene und für das realistisch Komische. Der Esel weiß, daß «die Reichen ... sich's was kosten lassen, uns unser Weihnachten zu stehlen!» (185).

Unterschiedliche Erwartungen – je eigenes Erkennen

Der köstlichste Einfall des Autors ist die Geschichte des Prinzen *Taor* von Mangalore. Der Prinz von der indischen Malabarküste ist ein Naschmaul. Sein Interesse beschränkt sich auf exquisite Süßigkeiten. Er hat vom wunderbaren «Rahat Lukum», d.i. «Glückseligkeit des Gaumens», gehört, das es irgendwo im Westen geben soll. Prinz Taor läßt eine königliche Flotte samt Elefanten ausrüsten und fährt durch den Indischen Ozean das Rote Meer hinauf, bis sie im Hafen von Elat landen. Ein Rabbi erzählt die Geschichte vom Garten Eden, der nicht wie die heutigen Bäume dunkle und schwere, sondern lichte und schwerelose Früchte getragen hat. Damals war die Nahrung für den Bauch und die Nahrung für das Wissen ein und dasselbe; beiderlei Hunger stillten dieselben Früchte.[5] «In jener Zeit hatte der Mensch teil an Gottes Einfachheit ... Der Sündenfall hat die Wahrheit in zwei Teile zerschlagen» (209).

Die *Schöpfungsgeschichte* und die *Sündenfallgeschichte* strukturieren den Roman von Anfang an. Für Prinz Taor ist das eine Geschichte des Essens, für König Balthasar eine Geschichte des Bildes. Tournier verifiziert episch das alte philosophische Axiom: Was immer wahrgenommen wird, ist durch die Befindlichkeit und Sehweise des Betrachters bedingt. Der weise Balthasar sagte zu Kaspar bei ihrer Begegnung in Hebron: «Über die ersten Zeilen der Schöpfungsgeschichte kann man gar nicht genug nachdenken.» Der Babylonier erzählt und erklärt dem begriffsstutzigen Afrikaner die Schöpfungsgeschichte.

«Gott schuf den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis. Weshalb die Worte *Bild* und *Gleichnis?* Welcher Unterschied besteht zwischen ihnen? Vermutlich ist es so, daß das Gleichnis das ganze Wesen – Leib und Seele – in sich begreift, während das Bild nur eine oberflächliche Maske ist und trügerisch sein kann. Solang der Mensch noch so war, wie Gott ihn geschaffen hatte, durchstrahlte seine göttliche Seele die Maske aus Fleisch und Blut, und so war er schlicht und lauter wie ein Barren Gold. Damals legten Bildnis und Gleichnis gemeinsam ein einziges, einhelliges Zeugnis von ihrem Ursprung ab. Man hätte auf zwei unterschiedliche Worte verzichten können. Doch als dann der Mensch in seinem Ungehorsam gesündigt hatte, als er nun der Strenge Gottes durch Lügen zu entgehen suchte, da hörte er auf, Gleichnis seines Schöpfers zu sein, und ihm blieb nur sein Gesicht, ein kleines, trügerisches Bild, das gewissermaßen wider Willen an einen fernen, verleugneten, verhöhnten, aber nicht ganz verdunkelten Ursprung gemahnt. Daher begreift man den Fluch, der auf der Darstellung des Menschen in Malerei oder Bildhauerkunst ruht: in ihnen macht sich die Kunst mitschuldig an einem Betrug, denn sie verherrlicht und verbreitet ein *Bild, das kein Gleichnis ist»* (48f.).

[4] Für seinen Roman *«Zwillingssterne»* (vgl. Anm. 1) hatte Tournier ursprünglich den Titel *«Der Wind Paraklet»* vorgesehen. «Meine anfängliche Absicht ging dahin, die Himmelserscheinungen durch eine Verschmelzung von Theologie und Meteorologie aufs neue zu sakralisieren, wozu die eine den Geist, das Heilige, das Göttliche, die andere die ganz konkrete Poesie von Regen, Schnee und Sonne beitragen sollte ... Die Gleichsetzung des Heiligen Geistes mit dem Wind, jedes Windes wieder mit einem anderen Geist, mußte es möglich machen, darauf eine äolische Theologie zu bauen. Die Zwillinge hätten darin die zentrale Stellung von Mittlern zwischen Himmel und Erde gehabt» («Der Wind Paraklet», Fischer Tb. Nr. 5313, S. 201f.).

[5] Franz Kafkas Sehnsucht und Ahnen, vor allem in den Erzählungen «Der Hungerkünstler» und «Forschungen eines Hundes».

Deshalb, erklärt Balthasar, verfolgt die Priesterschaft die bildenden Künste. Aber «eines Tages vielleicht wird der gefallene Mensch von einem Helden, einem Heiland erlöst und erneuert werden. Dann wird er wieder Gleichnis, und damit wird sein Bild wieder gerechtfertigt sein, und die Künstler, Maler, Bildhauer und Zeichner werden ihre Kunst wieder ausüben dürfen, denn sie hat dann ihre geheiligte Dimension wiedergewonnen» (49).

Balthasar erzählt die Sehnsucht nach der Wiederherstellung der Einheit von Bild und Gleichnis im Menschen. Der jüdische Rabbi erzählt die Sehnsucht nach dem Wiederfinden der Speise, welche Leib und Geist nährt. Durch ein Leben in äußerster Schlichtheit versuchen die Seinen, diese Kluft wenigstens nicht zu vergrößern. Da der Legendenerzähler kein barocker Prediger ist, erspart er dem Leser den ausführlichen Blick auf heutiges Wohlleben. Statt dessen die messianische Hoffnung auf «Versöhnung».

«Zu dieser Erneuerung der Welt bedürfte es einer mehr als nur menschlichen, einer wahrhaft göttlichen Kraft. Doch harren wir eben dieses umwälzenden Neubeginns und bringen uns, so glauben wir, mit unserer Genügsamkeit und mit unserem langen Wandern durch die Wüste in die Verfassung, die uns am besten befähigt, diesen Neubeginn zu begreifen, ihn aufzunehmen und ihn uns zu eigen zu machen, wenn er sich, morgen oder in zweitausend Jahren, vollzieht» (210).

So wenig wie Kaspar die Rede Balthasars, versteht Taor die Rede des Rabbi. Aber er ahnt, daß das gesuchte Rezept für «Rahat Lukum» irgendwie den Charakter eines göttlichen «Köders» annimmt. Taor entfernt sich immer mehr von seiner früheren Naivität. Der einstige Narziß übt Tag für Tag, «sich an die Stelle anderer zu versetzen und hierdurch zu erahnen, was sie empfinden, denken und beabsichtigen» (215). Die göttliche Regie für die Wahrheit des Menschen und die epische Regie für die Wahrheit der Kunst erscheinen subtil verknüpft.

In Etam, «einem sonderbaren, quellenrauschenden, höhlendurchzogenen, trümmerstarrenden Land», geschieht die schicksalhafte *Begegnung* zwischen den dreien, die zu Fuß, zu Pferd, auf Kamelrücken von Betlehem zurückkehren, und dem, der mit seinem Elefanten emporsteigt. «Kraft der verborgenen Affinität zwischen den vier verschiedenen Reisen erkannten sie einander sogleich» (225). Der den «Göttlichen Konditor» suchte, erfährt kopfschüttelnd von einem neugeborenen Kind. Das Mißverhältnis von Erwartung und Ankunft klärt *Balthasar,* indem er seine Reisegeschichte erzählt. Der Stall mit Vater, Jungfrau-Mutter, Kind – «ein im tiefsten, ärmlichsten Menschsein verkörperter Gott» – «war die Antwort auf die Frage meines ganzen Lebens, und diese Antwort bestand in der unmöglichen Vereinigung unversöhnlicher Gegensätze ... Gefunden habe ich ... die Versöhnung von Bild und Gleichnis, das Heilwerden des Bildes durch die Wiedererwekkung seiner verborgenen Gabe, Gleichnis zu sein ... Das Bild ist erlöst, Gesicht und Leib des Menschen dürfen gerühmt und gefeiert werden, ohne daß das Götzendienst ist.» Er wird das Balthasareum wieder aufbauen, aber nicht mehr mit den Meisterwerken der antiken, sondern mit den «ersten Meisterwerken christlicher Kunst» (228f.).

Der junge *Melchior* verzichtet auf sein Reich, auf weltliche Macht überhaupt. Er zieht mit seinem väterlichen Lehrer und Freund in die Wüste, um dort eine *«brüderliche Gemeinschaft»* zu gründen. *Kaspar* erkennt die Armseligkeit seiner Liebesgeschichte mit der weißen Sklavin. Es war eine Besitzliebe, und er konnte «ihr kaltes, dürres, berechnendes Herz nicht mit leuchtender Zärtlichkeit tränken». Im Stall erlebte er «die schrankenlose Begegnung des Liebenden mit dem Geliebten» (235). Der schwarze Kaspar hat Jesus in der Krippe schwarz gesehen. Er wird heimkehren und allen schwarzen Kindern, «die auf ihn hören wollen», die Liebesgeschichte von Betlehem erzählen.

Was aber geschieht mit *Taor,* der infolge widriger Umstände (mit herzerfrischendem Humor wird die Verwandlung des mitgeführten Zuckers in Sirup, in einem Wolkenbruch, und die nachfolgende Wespenplage erzählt) erst nach Betlehem kommt, als die Eltern mit ihrem Kind schon abgereist sind? Der Konfektprinz lädt alle Kinder von Betlehem zu einem großen Kuchenessen ein. Als Herodes die Kinder morden läßt, weiß er, daß «die Zeit des Zuckers» vorbei ist. Er beginnt das Paradox von Kindermord und Kindermahl zu begreifen. Wie reagiert er auf Betlehem? Er gibt seine Begleiter und Sklaven frei. Er hat alles verloren: seine Süßigkeiten, seine Elefanten, seine Gefährten. Ein Glücksgefühl überfällt den Armen. Der Heimweg führt ihn nach Sodom. Ein Karawanenmeister wird wegen Veruntreuung verhaftet und zu Zwangsarbeit in den Salinen verurteilt. Für den Verurteilten, der Frau und Kinder hat, geht Taor in die «Salzhölle», 33 Jahre lang. Die Symbolik ist deutlich. Während Balthasar die Ästhetik des Menschen begreift, lebt Taor die Existenz. Mit den Jahren wird sein Körper «der eines kleinen, gebeugten, verschrumpelten Alten» (273). Zu Mählern der reichen Sodomiten als Diener ausgeliehen, wird er Zeuge ihrer verkehrten Lebensweise, ihres «Zynismus» in der Rede.

Ein in die Saline gekommener Mithäftling erzählt vom Wanderprediger Jesus, von seinen Mählern, von seinen Mahlgeschichten, von seiner Vermehrung von Wein und Brot. Als die 33 Jahre in der Salzhölle vorbei sind, macht Taor sich auf den Weg nach Jerusalem, um «die Spur Jesu zu finden». Mit Hilfe der Wegweisung von Freunden fragt er sich durch zum Saal für das Passahmahl. Aber Jesus und seine Freunde hatten ihn gerade verlassen. «Abermals war er zu spät gekommen.» Aber die dreizehn Becher standen noch da, in einigen noch ein Rest roten Weins, auch einige Stücke Brot auf dem Tisch. Taor trank, Taor aß, wankte, sank nach vorn, ohne umzufallen. Zwei Engel, die ihn schon lange geleitet hatten, trugen ihn empor. Der Nachthimmel öffnete sich zu unendlicher Helle. Der Zuspätgekommene hatte «als erster das Sakrament der Eucharistie empfangen» (293). Er wird eingetaucht in das Mysteriengeschehen von Mord und Mahl, von Abschied und Gegenwart.

Der epiphanische Christus

Vielleicht ist aufgeklärten Lesern der Schluß zu direkt geraten. Die sozialpsychologischen Voraussetzungen der Reisenden, ihre arabisch-phantastischen Reisewege, die realistische Tyrannengeschichte des Herodes werden ihnen mehr zusagen als dieser Legendenschluß. Aber alles ist Symbolik und alles ist sakramental. Zuletzt mündet alles ins Christusmysterium, dessen magnetische Kraft, dessen Verwandlungsenergie, dessen göttlichen Widerschein Tournier durch seinen Legendenroman erzählen wollte.

Tournier hat eine außerordentliche, erzählerisch konsequente Ganzheit erreicht. Die epische Konstruktion wirkt freilich gegen Ende etwas aufdringlich. Ist diese Aufdringlichkeit im Stil barocker Mysterienspiele als bewußte Provokation gegen den durch Produktion und Konsum vom Mysterium abgelenkten Zeitgenossen gesetzt? So wenig wie die literarischen Märchenerzähler seit der Romantik naive Märchen erzählen, so wenig erzählt Tournier eine naive Legende. Alles ist bewußt, reflektiert, bedeutungsgeladen. Tournier schreibt einen in seinen realistischen und mystagogischen Teilen aufgeklärten Legendenroman. Er läßt einmal König Balthasar König Melchior erklären, daß «für unsere armseligen, fieberheißen und hungernden Leiber in Gizeh wie auf der Akropolis kein Platz» ist. Was er sucht und manchmal sieht, ist «der Schimmer, die Gnade, das Ewige, das tief ins sterbliche Fleisch eingegangen ist, mit ihm verwoben ist und es ganz und gar durchstrahlt» (107).

Nicht zufällig liebt der junge Tournier unter den katholischen Festen vor allem die Fronleichnamsprozession (so wie sie früher war). Er kritisiert in einem autobiographischen Versuch «Der Wind Paraklet», daß in den Gottesdiensten dem Kruzifix der Vorrang gegeben wird vor dem *«strahlenden Bild des verklärten Christus»*. Wie in der Kunst (Balthasar), so im Leben (Taor). Wie im Gottesdienst, so im Leben. «Geliebt und gefei-

ert, erstrahlt das Leibliche in denen, die wir lieben, wie Christi Leib auf dem Berg Tabor.» Tournier umkreist in seinem autobiographischen Versuch das Geheimnis des initiatorischen Vorgangs und der initiatorischen Energie. Sie schwindet, wird verdrängt durch die heutige Erziehung und Ausbildung. «Wo bleibt die Initiation? Wo bleibt die andere, dunkle, warme, magische Seite der Erziehung? ... Übrig bleibt ... die initiatorische Volksküchensuppe, die Film, Radio, Schallplatten und Fernsehen unter die Leute bringen.» Sie speisen zwar das Affektive, können aber keine wirklichen Lebensenergien freisetzen. «Sie können den seelischen und körperlichen Kontakt mit der initiatorischen Bezugsperson nicht ersetzen.»[6]

Ich zweifle nicht, daß Tournier *Jesus,* wie sein Vierkönigsroman ihn anvisiert, als *die* initiatorische Bezugsperson betrachtet. Der eine oder andere fundamentalistisch gesinnte Christ mag mit der dogmatischen Elle kommen und messen, ob da nicht einige Dezimeter Gnosis oder einige Pfunde zuviel Sinnlichkeit oder einige Grade zu idyllischer Humor drin stecken oder ob im Mysterium sich vielleicht Spuren des Magischen zeigen. Das ist dann sein Problem, nicht das des Autors noch des von diesem Erzählfest faszinierten Lesers. *Jesus als initiatorische, viatorische, mystagogische Bezugsperson,* das ist in dieser Zeit nichts Geringes, in jedem Fall ein die Geister und die Leser scheidendes Bekenntnis. Michel Tournier hat keinen informatorischen, sondern einen initiatorischen Roman geschrieben. Man muß - was bisher weder in den literarischen Feuilletons noch in den Kirchenzeitungen (die haben es gar nicht bemerkt) geschehen ist - die Tiefenstruktur des Romans entdecken. Hier wird - gegen den touristischen Bürger - der *homo viator* in seiner Beziehung zu Jesus mystisch neu entdeckt.

Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

[6] «Der Wind Paraklet», S. 43ff., Zitate S. 49f.

Der Autor, Dr. Paul Konrad Kurz, hat in diesem Herbst eine Anthologie neuer religiöser Lyrik herausgegeben: *Wem gehört die Erde. Neue religiöse Gedichte.* Mit einer Beilage: «Gedichte lesen - Gedichte verstehen». Matthias Grünewald Verlag, Mainz 1984, 284 + 32 Seiten, DM 38,50/Fr. 35.40. - Die Sammlung setzt zeitlich nach der Krise der sog. «Christlichen Literatur», also Anfang der 60er Jahre ein. Sie berücksichtigt alle lyrischen Gattungen. Neben den christlichen sind auch die großen jüdischen Autoren vertreten. Auf diese Weise entsteht ein breites Spektrum des zeitgenössischen religiösen Gedichtes.

Deng Xiaoping - Entwicklungen in China seit 1976

Vom 18. bis 30. Oktober traf sich eine Gruppe von Jesuiten aus Asien, Australien, Nordamerika und Europa in Hongkong zu einem Seminar über die neueren Entwicklungen in China und über einen möglichen Beitrag zu technischen, wissenschaftlichen und kulturellen Austauschprogrammen zwischen ihren Ländern und China. Dem Treffen waren im Vorjahr verschiedene Aktivitäten und Symposien aus Anlaß des 400. Jahrestags der Ankunft von Matteo Ricci in China vorausgegangen, dessen Grab und Gedenkstele (zusammen mit denen des Deutschen Adam Schall und des Flamen Ferdinand Verbiest) in Peking jetzt wieder leichter zugänglich sind. Das Treffen wurde von vier jüngeren Jesuiten organisiert, die seit 1983 wieder die «China News Analysis» herausgeben und ihrem kleinen Forschungsteam den Namen des ersten chinesischen Jesuiten, *Weixin* (er erhielt in jüngster Zeit ein Denkmal in Schanghai), gegeben haben. Unter den Teilnehmern (auch die Orientierung war eingeladen) befanden sich u.a. der Präsident der Vereinigung der Jesuitenkollegien und -universitäten in den USA, *William McInnes,* und *Edward Malatesta* vom Institute for Chinese-Western Cultural History an der University of San Francisco, Kalifornien. Neben wirtschaftlichen, politischen, sozialen und Bildungsfragen kam auch die gegenwärtige Situation der katholischen und der protestantischen Kirchen in China zur Sprache, worauf zurückzukommen ist. Chinesische Gelehrte der beiden Universitäten Hongkongs und andere Fachleute sowie Jesuiten, die unter Chinesen im Ausland arbeiten, stellten - teilweise kontrovers - ihre Studienbeiträge vor, die auch Prognosen über die Zukunft Hongkongs einschlossen. Das im folgenden publizierte Einleitungsreferat von Prof. Dr. *Byron Weng* - es wurde vom Autor für uns gekürzt - tippt naturgemäß verschiedene Fragen nur an, die dann Gegenstand besonderer Referate wurden. In der anschließenden Diskussion, bei der Hongkongs bekanntester TV-Diskussionsleiter, *Leo Goodstadt,* als Herausforderer mitwirkte und bei der es u.a. um die Evaluation der Jahre der Kulturrevolution ging, sprach der Verfasser nicht nur die Hoffnung aus, daß es Deng gelinge, China zu einer gewissen Prosperität zusammen mit fortgesetzten Liberalisierungen zu führen, er gab auch unzweideutig seine Überzeugung kund, daß ein Scheitern Dengs bedeuten würde, daß «China und die Welt eine weitere Katastrophe zu erleiden» hätten.

Der im Anschluß an dieses Referat hier publizierte Beitrag unseres Mitarbeiters Dr. *Jean-Pierre Voiret* bringt eine andere Perspektive in den Blick. Sie gehört mit hinein in die Sorge, die sich auch am erwähnten Hongkong-Seminar gelegentlich Luft machte, ob nämlich China mit seiner nunmehr vorangetriebenen «Modernisierung» unvermeidlich in dieselben Fehler eines reinen Wachstums- und Produktivitätsdenkens hineintreibe, in denen ihm die Industrienationen vorausgegangen sind.

L.K.

Die Entwicklungen, durch die die Volksrepublik China in der Post-Mao-Ära gegangen ist, sind sehr eng verknüpft mit dem derzeitigen starken Mann, *Deng Xiaoping.* Zwei Dinge haben Deng vor allem berühmt gemacht. Zum einen hat er das bisher unübertroffene Kunststück vollbracht, im Laufe einer langen, bunten Karriere dreimal aus der politischen Versenkung wieder an die Macht zurückzukehren. Zum andern ist da sein weitherum bekannter, pragmatischer, aber wirkungsvoller Grundsatz: «Egal, ob eine Katze schwarz oder weiß ist, Hauptsache, sie fängt Mäuse!»

Ganz anders als *Mao Zedong* scheint Deng Xiaoping zu verstehen, daß es nicht nur darauf ankommt, die Macht zu ergreifen, sondern daß es auch notwendig ist, politische Stabilität auf lange Sicht aufzubauen. Mao bewährte sich vorzüglich im revolutionären, destruktiven Spiel von Krieg und Machtkampf; im konstruktiven, bürokratischen Spiel von Verwaltung und Management versagte er dagegen kläglich. Im Gegensatz zu ihm scheint Deng sowohl die Weitsicht eines klugen Politikers wie die Ausgeglichenheit eines aufgeschlossenen Verwaltungsmannes in sich zu vereinen.

Manche Beobachter bezeichnen Deng und seine Gefolgsleute, die seit 1979 die Führungsspitze bilden, als «die Reformer» oder «die Praktiker». Gemeint ist eine sich allmählich erweiternde Führungsmannschaft um Deng herum, die auf der politischen Bühne der Post-Mao-Ära die Hauptrollen gespielt hat. Die Reformer haben in den vergangenen acht Jahren eine Serie von politischen Siegen errungen. Von Maos unmittelbaren Nachfolgern erkämpften sie sich die Macht, bauten ihre Machtbasis aus, übten Kritik an Mao und setzten ihre eigene politische Linie durch. Sie säuberten die Reihen der Partei von Opponenten und Obstruktionisten und schlugen einen immer liberaleren Kurs ein, um China zur Modernisierung zu führen. Auf diesem Weg booteten sie die bedingungslosen Nachbeter von Maos radikalen Lehren aus, ließen die ergraute alte Garde und die marxistisch-leninistischen Konservativen hinter sich und erreichten schließlich mit der Aufnahme junger, besser ausgebildeter Leute in ihre Reihen eine Blutauffrischung.

Der Kampf um die Macht

Von Maos Tod am 9. September 1976 bis zum entscheidend wichtigen 3. Plenum des 11. Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh) im Dezember 1978 können wir all die Schritte verfolgen, die Deng und seine Anhänger machten, um an die Macht zu gelangen. Am 6. Oktober 1976 erfolgte die Verhaftung der «Viererbande»; für die Aktion verantwortlich war eine Allianz von Kräften, zu der hohe Militärs wie Ye

Jianying und Wang Dongxing, der Parteivorsitzende der Übergangszeit, *Hua Guofeng,* und indirekt auch die Anhänger des verstorbenen *Zhou Enlai* (Tschou En-lai) im Lager der Gemäßigten gehörten. Vor seinem Tod am 8. Januar 1976 hatte der krebskranke Zhou sich noch zu einigen Vorkehrungen aufgerafft – in der Hoffnung, daß Deng sein Nachfolger sein würde. Nach den Unruhen auf dem Tiananmen-Platz (Platz am «Tor des himmlischen Friedens») am 5. April 1976 wurde Deng jedoch ausgebootet; aber noch während er sich in der Versenkung befand, konnte er zur Diskreditierung der verhaßten Viererbande beitragen.

Etwa zehn Monate benötigte Deng, um wieder an die Oberfläche zu gelangen. Im Juli 1977 erhielt er die Posten eines Stellvertretenden Parteivorsitzenden, eines Stellvertretenden Vorsitzenden der Zentralen Militärkommission und eines Stellvertretenden Premierministers zurück. Hua Guofeng und diejenigen, die während der zehn Jahre der Kulturrevolution an die Macht gelangt waren, sahen Dengs Rückkehr eigentlich nicht gerne, aber sie waren Deng und seinen Getreuen nicht gewachsen. Beim 3. Plenum des 11. Zentralkomitees wurden Maos unkritische Nachbeter wegen ihrer Fehler scharf kritisiert, und viele von Dengs Gefolgsleuten wurden in leitende Positionen gehievt.

Weil zahlreiche althergebrachte Interessen auf dem Spiele standen, weil die angestrebten Ziele hoch gesteckt waren und weil es ein ganzes Verwirrspiel konkurrierender Parteiungen gab, mußten sich die Reformer ihren Weg in längeren Auseinandersetzungen freikämpfen. Als die Entscheidungsschlacht jedoch einmal gewonnen war, stellten die entsprechenden Umstellungen in der Parteiführung eigentlich nur noch eine Frage der Zeit dar. Beim 5. Plenum des 11. Zentralkomitees im Februar 1980 wurde die sog. «Kleine Viererbande» ausgebootet: Wang Dongxing, Ji Denggui, Wu De und Chen Xilian – sie alle Stellvertreter von Hua Guofeng. Gleichzeitig wurde das Zentralsekretariat wieder ins Leben gerufen, und an seine Spitze wurde *Hu Yaobang* gesetzt mit 10 Gefolgsleuten Dengs, die ihm zur Seite stehen sollten. Sowohl Hu Yaobang wie Premierminister *Zhao Ziyang* wurden in den Ständigen Ausschuß des Politbüros gewählt.

Im Juni 1981 vollzog das 6. Plenum noch einen weiteren Schritt. Hu Yaobang löste Hua Guofeng als Parteivorsitzender ab, und Deng Xiaoping wurde Vorsitzender der Zentralen Militärkommission. Schließlich fand im September 1982 der 12. Nationale Parteikongreß statt, bei dem ein neues Parteistatut verabschiedet und eine neue Führungsmannschaft bestellt wurden, welche weitgehend aus Anhängern Dengs bestand. Hua Guofeng wurde aus dem Politbüro ausgeschlossen, blieb aber Mitglied des Zentralkomitees. Mit Deng Xiaoping an der Spitze saßen die Reformer fortan fest im Sattel.

Die Verurteilung der Kulturrevolution

Eines der ersten Probleme, das die Reformer anpacken mußten, bestand in einer offiziellen Bewertung der Kulturrevolution. Ein solches Urteil war notwendig, weil Millionen von Menschen, die unter der Kulturrevolution gelitten hatten, ihre soziale, wirtschaftliche und politische Stellung nicht wieder zurückerhalten konnten, wenn die früher gegen sie ausgesprochenen politischen Urteile nicht revidiert wurden. Um aber diese sogenannten Fälle von Verleumdung, Verfälschung und Irrtum zu revidieren, erwies es sich als notwendig, die Kulturrevolution selbst zu verwerfen. In diesem Zusammenhang stehen auch die Urteile über den verstorbenen Vorsitzenden Mao und über seinen Rivalen, den Vorsitzenden *Liu Shaoqi* (Liu Schaotschi), sowie über die Viererbande. Auf diesem Gebiet ist in den letzten acht Jahren einiges geschehen. Liu wurde im Februar 1980 posthum freigesprochen und rehabilitiert, während «die Vier» vor Gericht gestellt und im Januar 1981 zu langjährigen oder gar lebenslänglichen Haftstrafen verurteilt wurden. Im Juni 1981 verabschiedete das 6. Plenum des 11. Zentralkomitees eine «Resolution zu bestimmten Fragen in der Geschichte unserer Partei seit der Gründung der Volksrepublik China»; die Beurteilung Maos fiel mit einem Verhältnis von 60:40 zu seinen Gunsten aus. Das war anscheinend ein Kompromiß, aber nichtsdestotrotz ein empfindlicher Schlag für Maos bedingungslose Nachbeter.

In *einem* Bereich wurde früher geschehenes Unrecht erst mit großer Verspätung wiedergutgemacht. Gemeint sind die Opfer mancher militärischer Operationen in der Stabilisierungsphase der Kulturrevolution (1968/69); diese Operationen gingen vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, von Lin Biao und seinen Anhängern aus. In letzter Zeit mehren sich die Anzeichen, daß hier nun endlich Remedur geschaffen werden soll.

Ideologische Auseinandersetzungen

Mit der Abkehr von der Kulturrevolution eng verbunden ist die Frage nach der nächsten Stufe des Sozialismus in China. Die Reformer wollten China auf den Weg zu den *«Vier Modernisierungen»* (Modernisierung von Landwirtschaft, Industrie, Verteidigung und Wissenschaft/Technik) führen. Zu diesem Zweck bestand Dengs erste Weichenstellung darin, daß er auf die von ihm und Liu Shaoqi vor 1965 eingeleiteten Programme wieder zurückgriff. Dabei ging es im wesentlichen um Anstrengungen zur Lösung der vorrangigen Wirtschaftsprobleme, u.a. fehlende materielle Anreize, Engpässe in Produktion und Verteilung, schleichende Verschwendung usw. – Probleme, die nicht zuletzt von einer erdrückenden politischen Kontrolle, von inkompetentem Management und systembedingten Unzulänglichkeiten verursacht sind. Unglücklicherweise leisteten diese Anstrengungen einem voreiligen westlichen Liberalismus bei manchen jungen Intellektuellen auf der Rechten Vorschub und provozierten andererseits Zweifel und Einwände seitens der althergebrachten Interessen auf der Linken.

Angesichts dieser Situation faßten die Reformer den strategischen Beschluß, im politischen und im ökonomischen Bereich getrennt vorzugehen. Auf politischer Ebene gelang es ihnen in kurzer Zeit, die Herausforderer von rechts einzukreisen, die sich zwar lautstark bemerkbar machten, aber schwach und an Zahl gering waren. Auf wirtschaftlicher Ebene bliesen die Reformer nicht zum Rückzug, sondern drängten vorwärts: Sie führten im Agrarsektor ein «Verantwortungssystem» ein, ermutigten private Betriebe und errichteten «spezielle Wirtschaftszonen». Gleichzeitig wurden weitere Maßnahmen ergriffen, um ausländische Investitionen anzulocken und um aus den kapitalistischen Ländern des Westens hochentwickelte Technologie zu importieren.

Wie beinahe vorauszusehen war, führte dies zu grundsätzlichen ideologischen Auseinandersetzungen. Obwohl die Reformer aus den vorausgegangenen Diskussionen um die Notwendigkeit, «die Produktion nach wirtschaftlichen Grundsätzen zu organisieren», und um «die Praxis als einziges Wahrheitskriterium» siegreich hervorgegangen waren, gab es Elemente sowohl auf den oberen wie auf den unteren Stufen der Parteihierarchie – entweder eingefleischte Linke oder Kader in bedrohter Position –, die sich derartigen Reformen nicht nur widersetzten, sondern sie tatkräftig zu hintertreiben suchten. Deng hatte dies wahrscheinlich vorausgesehen, denn er berief sich für seine Politik ausdrücklich auf die sogenannten *«Vier Prinzipien»:* 1. Führungsrolle der Kommunistischen Partei; 2. Sozialismus; 3. proletarische, d.h. demokratische Diktatur; 4. Marxismus-Leninismus und die Ideen Mao Zedongs. Wenn es auch hinsichtlich der Führungsrolle der Partei keine Abstriche geben kann, so lassen sich doch die anderen drei Prinzipien recht weitherzig auslegen.

Auf jeden Fall gab es immer wieder Kampagnen über ideologische Fragen. Die wichtigsten waren die kurzlebige «Kampagne gegen die geistige Verseuchung» und die heikle Diskussion um die Frage, ob Marx' Theorie der Entfremdung auch für einen sozialistischen Staat wie China gelte. Die erstere widerspiegelt

ein Dilemma, in dem sich China befindet: Wie kann man vom Westen Kapital und Know-how bekommen, ohne gleichzeitig korrumpiert zu werden durch das, was im gleichen Paket mitgeliefert wird? Die andere Frage reicht tiefer und ist unangenehm. Beide Fragen werden gegenwärtig entweder beiseite geschoben oder totgeschwiegen. Die Reformer schreiten voran, ohne diese Probleme wirklich zu lösen.

Reformen in Staat und Partei

Beim Versuch, die Fehler der Kulturrevolution auszubügeln, beförderten die Reformer die Veteranen der Bürokratie wieder in ihre alten Partei-, Regierungs- und Armeeränge hinauf. Diese Bürokraten waren über Jahre von Stellungen, die ihrer Sachkenntnis entsprachen, entfernt gewesen, hatten z. B. in Kuhställen gearbeitet und waren in aller Regel weniger kompetent als zuvor. Nach ihren Erfahrungen mit der Anti-Rechts-Kampagne und der Kulturrevolution konnten sie sich zudem nicht mehr zum Vertrauen auf das kommunistische Regime aufraffen – selbst dann nicht, wenn dieses nun in den Händen der Reformer war. Deshalb bestand ihre vorherrschende Einstellung darin, sich um ihren eigenen Wohlstand zu kümmern – ob nun durch die Vorder- oder durch die Hintertür –, aber so wenig wie möglich an ihrem Posten zu leisten. Weil das politische Konzept befahl, ein freigesprochenes Opfer der Kulturrevolution wieder in seine frühere Stellung einzusetzen, wurden die meisten Institutionen kopflastig und in erschreckendem Maße ineffizient. So gab es im Ministerium für Metallurgie zeitweise 27 Stellvertretende Minister! In den Jahren 1981/82 kam es zu «chirurgischen Operationen», die mit dem Staatsrat begannen. Von der Zentrale bis hinunter in Provinzen und Distrikte wurden staatliche Organe zusammengelegt oder reorganisiert, und die Führung wurde umgruppiert und gestrafft.

Eine weitere bedeutsame, aber heikle Aufgabe bestand darin, die älter werdende erste Generation von Revolutionsführern durch jüngere, besser ausgebildete Technokraten zu ersetzen, und zwar auf allen Stufen von Partei, Regierung und Armee. Zu diesem Zweck griffen die Reformer zu recht ungewöhnlichen Methoden. Beim 12. Parteikongreß im September 1982 wurde eine neue «Beratende Kommission des Zentralkomitees» geschaffen, deren Vorsitz Deng selber übernahm. Die anderen Institutionen folgten dem Beispiel auf dem Fuß. Für Schlüsselpositionen in der Bürokratie wurde eine Altersgrenze festgesetzt, und denjenigen, die diese bereits überschritten hatten, wurde der Rücktritt nahegelegt. Nicht nur wurde ihnen der volle Lohn fortgezahlt, sondern in manchen Fällen gab es sogar eine Erhöhung. Die Demissionäre wurden zu *Beratern* ernannt; man versprach ihnen Zugang zu internen Dokumenten, medizinische Versorgung und weitere Privilegien.

Ein weiteres Problem war der *Personenkult*. Deng war fest entschlossen, die Art von Personenkult, wie er dem alten Mao zuteil geworden war, nicht wieder aufkommen zu lassen. Gleichzeitig traf er Vorkehrungen für die Zeit, wo er sich nicht mehr länger selbst um solche Dinge würde kümmern können. Dies bedeutete, daß die Macht an der Spitze durch formelle institutionelle Vereinbarungen breiter verteilt werden mußte. Das Parteistatut von 1982 schaffte den Posten eines Parteivorsitzenden ab; Hu Yaobang wurde stattdessen zum Generalsekretär ernannt.

Im Gegensatz dazu stehen Änderungen im Staatsapparat, wo das Amt des Staatspräsidenten wieder eingeführt wurde, freilich nur als Ehren- und Repräsentationsamt. Man bemühte sich offensichtlich darum, Partei und Regierung stärker zu trennen. Die *Verfassung von 1982* nimmt auf die Kommunistische Partei nicht mehr in unterwürfiger Art und Weise Bezug, wie dies noch in den Texten von 1975 und 1978 der Fall gewesen war. Die Schaffung einer Zentralen Militärkommission innerhalb des Staatsapparats, parallel zum entsprechenden Organ innerhalb der Partei, ist ein Zeichen desselben Wandels. Insgesamt scheinen die allgemeinen institutionellen Regelungen, die in der Verfassung und im Parteistatut verankert worden sind, viel konventioneller und vernünftiger als früher.

Von den über 39 Millionen Mitgliedern der KPCh ist etwa ein Drittel während der zehn Jahre der Kulturrevolution rekrutiert worden. Voraussetzung für ihre Aufnahme in die Partei war im allgemeinen, daß der einzelne Kandidat den damals herrschenden Exponenten des Linkskurses genehm war. Für die Reformer verkörpern diese Leute den heikelsten potentiellen Widerstandsherd gegen die neue Linie. Um wenigstens mit den Uneinsichtigeren fertig zu werden, wurde 1983 der Beschluß gefaßt, einen drei Jahre dauernden «Hausputz» zu veranstalten. Aber die Aufgabe war schwieriger als erwartet, denn eine solche Aktion ist naturgemäß auf die Kooperation vieler Leute angewiesen, die man eigentlich aufs Korn nehmen wollte. Alle Mitglieder wurden aufgefordert, sich neu in die Parteiregister eintragen zu lassen, und diejenigen, die eindeutig negativ aufgefallen waren, wurden ausgeschlossen. Aber unter diese Kategorie fielen weniger Leute, als man angenommen hatte. Die Kader der KPCh sind allesamt Altmeister in der Kunst, ihren Weg in einem ideologischen Labyrinth zu finden, und sie wissen gut genug, wie man über die Bühne geht, ohne Aufsehen zu erregen. Jüngst war zu erfahren, die Reformer hätten beschlossen, die betreffenden Parteimitglieder entweder für sich zu gewinnen oder aber sie mit einer Abfindung loszuwerden, um ungehinderter mit ihrem Reformprogramm voranzukommen.

Sozialistische Rechtsstaatlichkeit und Verbrechensbekämpfung

Die Reformer, die selber unter einer anarchischen Revolutionshysterie zu leiden gehabt haben, scheinen entschlossen, eine Art Rechtsstaatlichkeit einzuführen. Der letzte Absatz der Präambel zur Verfassung von 1982 erklärt formell und unzweideutig, daß alle Individuen, Gruppen, Einheiten und Organe der Nation die Verfassung zu achten hätten und daß sie es als ihre Pflicht ansehen müßten, sie zu verwirklichen. Selbst Parteien, vermutlich einschließlich der KPCh, sollen davon nicht ausgenommen sein. In den letzten acht Jahren sind Hunderte von neuen Gesetzen und Verordnungen erlassen worden. Es gibt wieder Juristen in China; etwa zwei Dutzend juristische Fakultäten ziehen die begabtesten Studenten an. Aber ein weiter Weg bleibt noch zu gehen. Denn das Recht gilt immer noch als ein Instrument der herrschenden Klasse, und das Wissen um rechtliche Belange ist in der breiten Bevölkerung erschreckend dürftig.

Mit der allgemeinen Liberalisierung des öffentlichen Lebens ist auch die Kriminalität in den Städten sprunghaft angestiegen. Eine zentral gelenkte Anti-Verbrechens-Kampagne suchte dieser Geißel in den letzten paar Jahren Herr zu werden. Nach Informationen von «Amnesty International» wurde in etwa 10000 Fällen, die vom Diebstahl bis zum Mord reichten, die Todesstrafe vollstreckt. Diese drakonische Praxis ist außerhalb Chinas auf sehr viel Kritik gestoßen. Aber offizielle Berichte und Feststellungen ausländischer Beobachter bestätigen auch, daß es um die öffentliche Ordnung in China wieder sehr viel besser steht. Äußerst beunruhigend ist dabei allerdings, daß in all diesen Fällen nicht nach dem erst kürzlich neu eingeführten Strafgesetzbuch verfahren worden ist. Polizeiliche Verordnungen kamen den rechtsreformerischen Beschlüssen des Ständigen Ausschusses des Nationalen Volkskongresses zuvor. Chinas Regierende sind, wie es scheint, leider immer noch über das Gesetz erhaben ...

Militärische Professionalisierung

Während seiner ganzen Karriere war Deng Xiaoping immer auf enge Beziehungen zu den Militärs bedacht. Es hieß, seine dritte Rückkehr an die Macht wäre ohne substantielle militärische Unterstützung nicht so ohne weiteres möglich gewesen. Deng hat die Positionen des Parteivorsitzenden und des Premierministers mit ihm ergebenen Leuten – Hu Yaobang und Zhao Ziyang – besetzt, aber die Zentrale Militärkommission hält er

bis heute fest in seiner Hand. Mancherorts wird befürchtet, daß, wenn Deng einmal von der Bühne abgetreten ist, Hu und Zhao sich gegenüber potentiellen Herausforderern aus den Reihen der Militärs nicht durchsetzen könnten.

Anläßlich des 35jährigen Bestehens der Volksrepublik am 1. Oktober 1984 stellte die Volksbefreiungsarmee zum erstenmal seit 20 Jahren auf dem Tianmen-Platz sowohl ihr schweres militärisches Gerät wie ihre neuen Uniformen zur Schau. Mit neuen Verordnungen sind militärische Grade und entsprechende Abzeichen wieder eingeführt worden; zur Entwicklung hochmoderner Waffensysteme wurden neue Investitionen getätigt. Inzwischen steigt China sogar ins Waffengeschäft ein. Vorbei ist es mit der Betonung des Volkskriegs. Es dürfte nicht ohne Bedeutung sein, daß die Verteidigung unter den «Vier Modernisierungen» an dritter (und nicht mehr, wie bisher, an vierter) Stelle figuriert. Professionelle Kompetenz wird jetzt begrüßt. Aber dennoch ist es – jedenfalls von außen gesehen – nicht eindeutig, daß es Anstrengungen zu einer Militarisierung im großen Stil gäbe.

Behutsame Liberalisierung in Kunst und Literatur

Während einer kurzen Zeitspanne, die von Ende 1978 bis ins Jahr 1979 anhielt, beflügelten Wandzeitungen in Peking und anderen Städten die Phantasie zahlreicher China-Beobachter. Es war die Zeit, da eben flügge gewordene junge Künstler mit kühnen Ideen mitten auf der Straße Ausstellungen durchführten und die sog. «Literatur über die Wunden der Kulturrevolution» in vielen neuen Publikationen aus dem Boden schoß. Gleichzeitig lebte das traditionelle Theater wieder auf, und es wurden Filme produziert, die ziemlich frei von ideologischer Propaganda waren. Aber nur allzu rasch – beim 6. Plenum des 11. Zentralkomitees – wurden die «Vier großen Freiheiten»[1] wieder aufgehoben; kurz darauf wurden führende Anwälte einer sofortigen Demokratisierung wie Wei Jingsheng und Wang Xizhe verhaftet und ins Gefängnis gesteckt.

Dennoch sollte die Liberalisierung in Kunst und Literatur weitergehen, wenn auch auf behutsame Art. Solange Kunst und Literatur es nicht darauf abgesehen haben, die Autorität der Reformer zu untergraben, solange ein Lippenbekenntnis zu den «Vier Prinzipien» abgelegt wird, bleiben Schriftsteller und Künstler in der Lage, neue Räume zu erkunden und neue Ideen zu äußern. Schon allein die Zahl von Veröffentlichungen und Produktionen, die heute aus dem Boden gestampft werden, zeigt, wie weit weg die Tage sind, da Maos «Ausgewählte Schriften» und das «Rote Büchlein» in den Buchhandlungen die Hälfte der Regale füllten und die gesamte Bevölkerung Chinas die Wahl unter ganzen acht «modellhaften Bühnenwerken» hatte.

Im gleichen Sinne kann man von einer begrenzten Liberalisierung im religiösen Bereich sprechen. Buddhistische Klöster und alte christliche Kirchen sind wieder geöffnet worden. Die Reformer bestehen allerdings darauf, daß es keine organisatorischen Verbindungen zum Ausland geben darf, vor allem nicht zur Autorität des römischen Papstes. Die Anwerbung von neuen Gläubigen ist immer noch nur beschränkt möglich, und religiöse Riten und andere Aktivitäten bleiben nur in einem eng begrenzten Rahmen gestattet. Trotz verfassungsmäßig garantierter Religionsfreiheit kann man nicht wirklich erwarten, daß in einer kommunistisch regierten, atheistischen Gesellschaft religiöse Bewegungen mit dem Segen dieses Regimes blühen. Das Regime kann in den von ethnischen Minderheiten bewohnten Gebieten mehr Nachsicht walten lassen, aber Verhältnisse, die auch nur entfernt mit denjenigen in Polen vergleichbar wären, werden auch unter der Herrschaft der gemäßigten Reformer niemals zugelassen.

[1] Die «Vier großen Freiheiten» gehen auf die Kulturrevolution zurück. Im einzelnen: 1. Es ist erlaubt, jede Ansicht zu vertreten. 2. Jeder darf seine Meinung äußern. 3. Versammlungen jeder Art sind gestattet. 4. Es ist erlaubt, Wandzeitungen zu veröffentlichen.

Die Politik der Ein-Kind-Familie

Eine höchst unpopuläre politische Maßnahme hat mit der Geburtenkontrolle zu tun. Die Reformer erkannten, daß die Anstrengungen zur Modernisierung Chinas nur erfolgreich sein würden, wenn es ein wirksames Geburtenkontrollprogramm gäbe und wenn dieses sofort in Kraft träte. Die bekannte Politik der Ein-Kind-Familie wurde lanciert, und zu ihrer Durchsetzung wurde der ganzen Bevölkerung ein System von flankierenden Maßnahmen mit Prämien und Bestrafungen auferlegt. Ein Netzwerk der sozialen Kontrolle am Arbeitsplatz und am Wohnort diente diesem Zweck; massive Propagandakampagnen traten verstärkend hinzu – abgesehen von weiteren Maßnahmen zur Geburtenkontrolle, einschließlich systematischer Sterilisierungen.

Doch eine solche Politik läuft dem traditionellen chinesischen Lebensgefühl zuwider. Ungeachtet der harten Maßnahmen, die ergriffen wurden, lassen zuverlässige Berichte erkennen, daß diese Politik nicht einheitlich durchgesetzt werden konnte. In den Minoritätengebieten wurden die Anordnungen lockerer gehandhabt. Auf dem Lande fanden die Bauern heraus, daß unter dem neuen «Verantwortungssystem» zusätzliche Arbeitskräfte auch zusätzliches Einkommen bedeuten. Einer der schlimmsten Nebeneffekte der neuen Politik war, daß sie häufig zur Tötung weiblicher Säuglinge führte.

Die Konsequenzen eines Systems der Ein-Kind-Familie sind außerordentlich kompliziert und weitreichend. Im Extremfall landet man bei einer Nation von Kindern, die keine Geschwister haben. In der Folge einer solchen Politik müßten Erziehung, Ehe, Altersversorgung, ja sogar Chinas Verwandtschaftssystem und Sprache angepaßt oder verändert werden. Die Reformer sind jedoch entschlossen, die Ein-Kind-Politik weiter zu forcieren.

Übernimmt die Wirtschaft das Kommando?

Was die Reformer von ihren Vorgängern in Peking unterscheidet, läßt sich vielleicht am ehesten als eine alles umfassende Anstrengung beschreiben, um China zu wirtschaftlicher Modernisierung zu führen. Als die drei Hauptaufgaben der achtziger Jahre hat Deng den wirtschaftlichen Aufbau, die nationale Wiedervereinigung und den Weltfrieden durch eine anti-hegemoniale Politik verkündet. Alle Bemühungen, einschließlich der chinesischen Außenpolitik, haben der Sache des wirtschaftlichen Aufstiegs zu dienen. Die von den Reformern bisher durchgeführten Reformen verfolgten den doppelten Zweck, einerseits ihre eigene Machtbasis zu konsolidieren und andererseits ein gesünderes und rascheres Wirtschaftswachstum zu fördern.

Wirtschaftliches Ziel der Reformer ist es, daß Chinas Pro-Kopf-Einkommen, das sich 1982 auf 200 US-Dollar belief, bis zur Jahrtausendwende das Vierfache, also 800 Dollar, erreichen soll. Viele Wirtschaftsfachleute hielten dieses Ziel für zu ehrgeizig. Aber Angaben vom September 1984 deuten darauf hin, daß dieses Ziel zu erreichen sein wird.

Zu den spezifischen politischen Maßnahmen, die zu diesem neuen Optimismus beitrugen, gehörten eine Politik der Öffnung nach außen, die kühne und extensive Anwendung des «Verantwortungssystems» auf dem Lande und die Errichtung «spezieller Wirtschaftszonen». Strukturreformen haben es der Landwirtschaft ermöglicht, selber stärker zu werden, statt auf jeder neuen Wegstrecke die Bedürfnisse der Industrie befriedigen zu müssen. Den einzelnen Betrieben wurde mehr unternehmerische Freiheit zugestanden. Besonders bezeichnend ist, daß man es zuließ, daß die «Regulierung durch den Markt» das System der zentralen Planwirtschaft mehr und mehr ergänzt.

Natürlich sind die wirtschaftlichen Reformen nicht völlig reibungslos vorangeschritten. Die Widerstände, denen sie begegnen, sind noch immer ungeheuer. Für ausländische Investoren bietet China bisher eine weit weniger attraktive Umgebung als

andere asiatische Länder. Die Arbeitsproduktivität ist niedrig, den Bürokraten mangelt es an Kompetenz und Entscheidungsfreudigkeit, die Infrastruktur ist unzureichend und der Kostenaufwand sehr hoch. Die Reformer werden noch viele Jahre benötigen, bis sie China zu jenem Punkt führen können, an dem sie es haben wollen.

«Eine Nation – zwei gesellschaftliche Systeme»

Was 1997 mit Hongkong geschehen soll, ist dem informierten Leser bekannt. Um sein Ziel der nationalen Wiedervereinigung zu erreichen, hat Deng Xiaoping das Schlagwort von «einer Nation und zwei Systemen» geprägt. Mehr noch als seine kühnen wirtschaftlichen Reformen weitet dieses Schlagwort alle existierenden Sozialismus-Deutungen aus. Chinas Reformer gehen tatsächlich sehr weit. Anscheinend lassen sie sich durch bloße Abweichungen von marxistischen Lehren nicht beeindrucken, solange sie der Meinung sind, daß sie die Dinge unter Kontrolle behalten.

Hinter der Frage, was 1997 aus Hongkong werden wird, lauert natürlich das Taiwan-Problem. Sollte sich die Theorie von «einer Nation und zwei Systemen» als gangbar erweisen, so könnten Pekings Bemühungen um die Wiedervereinigung mit Taiwan unter vergleichbaren Bedingungen ebenfalls auf ein günstigeres Echo stoßen. Aber das wird wohl noch ein paar Jahrzehnte dauern.

Die Reformer haben Chinas weites Land mit einigem Erfolg umgestaltet. Der begonnene Wandel hat für die große Mehrheit der chinesischen Bevölkerung ohne Zweifel echte Verbesserungen gebracht. Das Problem, wie man mit Mao Zedongs Erbe und seinen Ideen umgehen soll, ist jedoch noch nicht befriedigend gelöst. Deng Xiaoping ist 80 Jahre alt. Werden die Reformer nach seinem Abtreten an der Macht bleiben? Wie weit wird ihr Reformprogramm über das bisher Gesehene hinausgehen? Womit muß man rechnen, wenn die Reformer scheitern sollten? Dies sind Fragen, auf die wir heute keine Antwort wissen.

Byron Weng, Hongkong

Aus dem Englischen übersetzt von Clemens Locher.

Der Autor, Prof. Dr. Byron Weng, ist Politologe und Vorsteher des «Department of Government and Public Administration» an der «Chinese University of Hong Kong».

Die schlechte Erde?

Zur Umweltproblematik in China

Es fing mit Ärger in Xinjiang (Sinkiang) an: Es ärgerte mich, daß das Grundwasser der Oasen für den Tourismus «freigegeben» worden war: mit einem Bad brauchte einer von uns am Abend mehr Wasser als eine ganze Nomadenfamilie in einer Woche. Es ärgerte mich, daß aus fast jedem Wasserhahn und aus fast jedem WC-Spülkasten das kostbare Naß ununterbrochen tropfte und rann. Es ärgerte mich zu beobachten, wie Wasserleitungen so unsorgfältig verlegt wurden, daß der Verlust von Tausenden von Kubikmetern Wasser schon vorprogrammiert war. Es ärgerte mich, in Dunhuang feststellen zu müssen, daß der berühmte Mondsichel-See nur noch ein Tümpel ist, und noch mehr, zu erfahren, daß das Niveau seit Jahren ununterbrochen gesunken war – klares Zeichen eines katastrophalen, die ganze Oase bedrohenden Sinkens des Grundwasserspiegels. Es ärgerte mich, auf einem Plakat lesen zu müssen, daß die Viererbande an diesem Übel schuld sei (sic)!

Boom in der Landwirtschaft

Zwei Wochen später war ich dann wieder im eigentlichen China, zuerst im Osten bei Hangzhou – Suzhou – Wuxi (die wohlhabendsten Bezirke Chinas), später in einer größeren Gemeinde bei Zhengzhou, im Lößland südlich des Gelben Flusses. Dort sah ich eindrücklich, wie der von der faktischen, drei Jahre alten Reprivatisierung der Landwirtschaft ausgelöste Boom der Produktion und des Einkommens sich fortsetzte, und freute mich zunächst zu sehen, wie in jedem Dorf neue Häuser, neue Ställe, neue Scheunen mit dem verdienten Geld gebaut wurden. Dann kam mir in den Sinn, daß dabei aber wertvolles primäres Landwirtschaftsgebiet von der enormen Bautätigkeit (Nachholbedarf!) gefressen wurde, wo doch wenig mehr als 10% der Oberfläche Chinas landwirtschaftlich nutzbar sind. Dazu kamen andere Eindrücke: z.B. durch schlecht geplante Bewässerung versalzene Felder, dreckige, schäumende Bäche usw. Doch eines Tages erhellte sich die Stimmung. Im «China Daily» war ein faszinierender Artikel über Aufforstungserfolge in der nordwestlichen Gansu-Provinz zu lesen: «Der ‹Gelbe Drache› – die Wüste des Nordwestens – wird gebändigt», hieß es. «Bauern, die einst vor dem Ruin standen, bringen jetzt Rekordernten in die Scheune. (...) Früheres Wüstenland trägt jetzt Getreide und Bäume. (...) Das Aufforstungsprojekt hat das Bild der Landschaft dramatisch verbessert», usw. Nun wurden wir aber zufällig in den darauffolgenden Tagen Zeugen einer Aufforstungskampagne im Dengfeng-Distrikt (Provinz Henan). Während sechs Tagen wurden Tausende von mannshohen Bäumchen in die Erde gebracht – aber wie! Wir konnten kaum unseren Augen trauen: wir waren in der zweiten Oktoberhälfte, die gelbe Erde war gänzlich ausgetrocknet. Die Bäumchen wurden aber mit vollkommen nackten, oft verletzten und gekürzten Wurzeln herumtransportiert, lagen z.T. stundenlang in der Sonne und wurden ganz trocken in den trokkenen Boden gepflanzt. In den folgenden Tagen wurden die Stämme mit Kalk gestrichen, aber kein einziges Bäumlein erhielt auch nur einen Tropfen Wasser! Am Ende der Woche ragten Tausende und Tausende von Bäumchen wie nackte Stangen aus der Erde, die einst grünen Blätter hingen alle ohne Ausnahme wie ein Häufchen Elend an der Spitze dieser «Stangen».

Tatsachen oder Fragen?

Ich ließ bei unserem Begleiter Staunen und Sorge sichtbar werden: ob die Bäume überleben würden? Es sei eine von der Behörde befohlene Aktion, hieß es. Also eine bürokratische Entscheidung aus einer fernen Provinzhauptstadt? Wie war das noch im Gansu gewesen? Ich las mein zum Glück aufbewahrtes «China Daily» der vorigen Woche nochmals, aber diesmal sorgfältiger. Aha, dort hatten die Bauern für die gepflanzten Bäume Eigentumsdokumente erhalten – deshalb wahrscheinlich die Sorgfalt und die Wachstumserfolge. Und überhaupt, es ging im Artikel um eine einzige Präfektur; schon wieder eine Modelleinheit für Propagandazwecke? Ich dachte an den berüchtigten Dazhai und auch an alle nackten Landflächen, die wir während unserer Bahnfahrt durch Gansu vier Wochen zuvor gesehen hatten. Zweifel plagten mich. Wo lag nun die Wahrheit? Die Eindrücke sowohl aus den eigenen Reisebeobachtungen wie aus der Zeitungslektüre erschienen oft von einem Tag zum andern widersprüchlich und machten mich unsicher. Da wurden zum Beispiel Erfolge in der Bekämpfung von Millionen von Ratten gemeldet. Bedeutete die Nachricht einen Sieg über die Plage oder wurde eine Situation angedeutet, die vielleicht gesamthaft so tragisch ist wie in Indien? Was war der Sinn der Meldung, daß eine neue Methode vorgeschlagen worden war, um der katastrophalen Verschlammung des Gelben Flusses Herr zu werden? Würde man diese Methode (gigantische Ausbaggerung der Mündung) rechtzeitig anwenden können, oder stand wieder eine der katastrophalen Richtungsänderungen des Flusses bevor? Warum hatte man in den sechziger und siebziger Jahren so oft gehört, daß das Gelbe-Fluß-Problem endgültig gelöst sei? Fragen, Fragen und keine klaren Antworten. So beschloß ich, das Thema nach meiner Rückkehr gründlicher zu untersuchen.

Warum nach meiner Rückkehr? Nun, es ist schon für westliche Stipendiaten, die in China studieren, schwierig, Fachliteratur

aus Hochschulbibliotheken zu erhalten: Papierkrieg, wochenlange Wartezeiten, Geheimniskrämerei, gesperrte «neibu»-Bücher und Zeitschriften (nur für Parteimitglieder erreichbar), ungenügende Bestände usw.; für einen vorübergehend Anwesenden aber ist es praktisch ausgeschlossen. Zudem sind die interessantesten Dokumente wie Satelliten-Aufnahmen absolut geheim bzw. gar nicht vorhanden.

Chinesische Fachliteratur und Satelliten-Aufnahmen

Aus all den von mir inzwischen gesichteten Publikationen kann ich jetzt insbesondere zwei wärmstens empfehlen: erstens für Leser, die wenig Zeit haben, einen Artikel von *E. B. Vermeer* in der Zeitschrift «The Ecologist» (14. Jg., 1984, Nr. 1). Unter dem Titel «Agriculture in China - a deteriorating situation» vermittelt der Autor, Dozent für Soziologie und Wirtschaft des modernen China am sinologischen Institut der Universität Leiden (Holland), eine hervorragend dokumentierte Übersicht über die heutige Lage - wobei unter der «sich verschlechternden Situation» die langfristige gemeint ist. Zweitens: Lesern mit mehr Zeit möchte ich das exzellente Buch «The Bad Earth» (Sharpe Inc., New York, und Zed Press, London, 1984) von *Vaclav Smil*, Geographieprofessor an der Universität von Manitoba (Kanada), wärmstens empfehlen. Beide Autoren befassen sich seit Jahren mit diesem Thema und haben praktisch die ganze verfügbare chinesische Literatur verarbeitet. Allein für «The Bad Earth» (man erinnert sich: vor vielen Jahrzehnten hatte Pearl Buck den berühmten Roman «The Good Earth» veröffentlicht) sind von Smil über 170 chinesische Arbeiten (Artikel, kommentierte Statistiken, Bücher, Gesetzessammlungen, Reden usw.) beackert worden. Und beide Spezialisten - das vor allem ist wichtig - haben die Entwicklung der Situation aufgrund aller verfügbaren Jahrgänge der China-Aufnahmen des «Landsat»-Programms gründlich verfolgt und untersucht (man weiß, daß die mit verschiedenen Farbfiltern in allen Jahreszeiten wiederholten Landsat-Photos ein erstklassiges Instrument zur Untersuchung der Vegetation und der Landwirtschaft unseres Planeten darstellen). Das erhaltene Bild der Lage in China ist - leider - erschreckend.

Erfolg? Mißerfolg?

Diese Aussage steht allerdings im Widerspruch zum vorher erwähnten, momentanen Boom der chinesischen Landwirtschaft. Es ist eine Tatsache, daß seit der dritten Plenarsitzung des Zentralkomitees, die dem elften KP-Kongreß folgte, das eingeführte System der «Familien-Verantwortungspauschalen» im Zusammenhang mit der Abschaffung der Volkskommunen und mit der Verallgemeinerung der freien Parallelmärkte eine ungeahnte Steigerung der chinesischen landwirtschaftlichen Produktion und des Bauerneinkommens mit sich gebracht hat: seit 1979 ist die landwirtschaftliche Produktion im Durchschnitt um 5,6% pro Jahr gestiegen («China im Bild», 10/1984). Da diese rapide Anfangssteigerung aber fast ausschließlich auf einem Motivationsschub beruht, wird sich die Zuwachsrate bald auf einem Wert stabilisieren, der nur noch dem zusätzlichen Einsatz von chemischen Düngern und von mehr mechanisierten Mitteln (dank steigendem Einkommen) entsprechen wird. Zudem ist trotz der drastischen demographischen Maßnahmen der chinesischen Regierung die Bevölkerungszahl noch nicht stabilisiert. Schließlich ist das Einkommens- und Produktionswachstum auf dem Land extrem ungleich verteilt, wobei sich die Unterschiede im Moment sehr stark akzentuieren.

Welches sind jetzt, im Vergleich zum positiven Gesamtbild der Gegenwart, die potentiellen Gefahren für die chinesische Landwirtschaft?

Eines der Hauptprobleme Chinas ist die Landknappheit. Während sich die chinesische Landbevölkerung seit 1949 gut verdoppelt hat, ist das verfügbare Agrarland praktisch konstant geblieben. Viel primäres Agrarland ist schon für Konstruktionsprojekte (Fabriken, Verwaltungsgebäude usw.), für Straßenbau, für Bauernhäuser, für Wohnungen usw. gebraucht worden, und diese Tendenz nimmt gerade jetzt noch stark zu. Im gleichen dreißigjährigen Zeitraum ist eine vergleichbare Fläche aus Steppen, Wüsten, aufgefüllten Seen, Wäldern (sic!) gerodet bzw. urbar gemacht worden. Nach Anfangserfolgen hat aber die Produktivität dieser Randböden wegen Versalzung, Zerstörung des Grundwassers, Erosion usw. wieder drastisch abgenommen.

Um Informationen über Bedürfnisse und Forderungen der Behinderten sowie Anstöße zu aufgeschlossenem Reden und Handeln zu vermitteln, hat eine ökumenische Gruppe Arbeitshilfen herausgegeben.

«Behinderte Mitmenschen»

Arbeitshilfen für Verantwortliche im kirchlichen Dienst

Die 230seitige Materialsammlung enthält Anregungen für Gottesdienst, Predigt und Seelsorge, Unterrichtsvorschläge, Ideen für die Arbeit mit Erwachsenen, theologische Texte, praktische Beispiele sowie weiterführende Literatur.

Die Arbeitshilfen, die aus je einem Heft für Seelsorger, Katecheten und Erwachsenenbildner bestehen, wurden von behinderten und nichtbehinderten Theologen verschiedener Konfessionen erarbeitet.

Die dreiteilige Mappe kostet Fr.17.- (Studenten, AHV-/IV-Rentner Fr. 12.-). Bestellungen sind zu richten an:

Ökumenische Arbeitsgruppe für Behindertenfragen
Brändistr. 25, CH-6048 Horw/LU, Telefon (041) 41 70 10.

Ein alter Missionarsbericht

Diese Entwicklung ist übrigens nicht neu. Pater *Huc*, Missionar des Lazaristen-Ordens, beschrieb schon 1850 eindrücklich (in: M.E. Huc, «Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie et le Thibet»), wie die Han-Migrationen nach Nord- und Nordwestchina sich damals katastrophal auf die Umwelt auswirkten: die Grassteppe wurde zwecks Getreideproduktion gepflügt, es folgten dann einige, bald immer schlechter werdende Ernten (ungeeignete Steppenböden!), und nach wenigen Jahren zogen die armen Bauern einige Kilometer weiter, wo sich der gleiche Prozeß wiederholte, während die Wüste sich der bisherigen Äcker bemächtigte.

Global bedeutet diese Entwicklung (Verlust von Primärland, Gewinn [?] von ungeeigneten Randzonen), die sich nach 1949 in großem Maßstab wiederholt hat, daß seit der Befreiung die durchschnittliche Qualität der chinesischen Erde abgenommen hat. Zudem ist mit dem Auffüllen - ebenfalls zwecks Getreideproduktion - unzähliger Seen, die speziell am Yangzi-Fluß eine Reservoir- und Pufferfunktion hatten, die Gefahr katastrophaler Fluten gestiegen (was die 1980er Überschwemmung schmerzlich bestätigte), während die Süßwasserfischerei - eine der wichtigsten Proteinquellen Chinas - schwer darunter gelitten hat. Schließlich hat die Brennstoffknappheit auf dem Land bei steigender Einwohnerzahl zu einer entsetzlichen Abholzung von Chinas knappen Wäldern geführt, was wiederum Erosion, Wüstenbildung und Abnahme der jährlichen Niederschlagsmengen in mehreren Regionen zur Folge hatte. Seit 1949 sind Chinas Wüstengebiete um ca. 65000 Quadratkilometer (rund anderthalbmal die Fläche der Schweiz) gewachsen.

Einige Zahlen

Die chinesischen Angaben und die - dank Auswertung von Satellitenbildern - erstaunlich präzisen Berechnungen und Schätzungen Smils geben insgesamt folgendes Bild der chinesischen Agrar- bzw. Umweltsituation:

► *Abholzung:* China hat global seit 1949 fast ein Viertel (24%) seiner ohnehin knappen Waldflächen verloren. Einen Extremfall stellt zum Beispiel der Qingzhen-Distrikt in Guizhou dar. Dieser Distrikt war 1949 zu 30 Prozent bewaldet. 1975 war die Bewaldung auf 4,7 Prozent geschrumpft, so daß 54 Prozent des nicht bewässerten Agrarlands unter starker Erosion litten und die Niederschlagsmenge um 120 bis 155 mm pro Jahr abgenommen hatte.

Da die in ganz China seit 1949 mit großem Propagandaaufwand lancierten Aufforstungskampagnen insgesamt recht erfolglos gewesen sind, ist zu fürchten, daß China in einigen Jahrzehnten eine von der Abholzung verursachte Umweltkatastrophe erleben wird. Dies gilt um so mehr, als nur 1 Prozent der Staatsinvestitionen im 1981–1985-Plan für diesen Sektor vorgesehen waren (1966–1970: immerhin 2 Prozent – wenn die damaligen Angaben stimmen). Allerdings sind seither zusätzliche Kredite bewilligt worden. Ihr Betrag ist aber unbekannt.

► *Erosion:* Ernste Erosion trifft heute eine Gesamtfläche von rund 1,5 Millionen Quadratkilometern in China. Durch die entsprechende Verschlammung wurden Flußbette erhöht und viel See- und Reservoirfläche mit Sand und Schlamm aufgefüllt. So hat zum Beispiel der Dongting-See in der Provinz Hunan 1600 Quadratkilometer Fläche durch Verschlammung verloren. Auch deshalb wächst die Überschwemmungsgefahr und sinkt der Fischfang. Nur eine effiziente Aufforstungspolitik kann dieses Problem lösen (siehe oben).

► *Gewässer:* Oberflächenwasser-Probleme sind vor allem: ungenügende Wasserreserven und falsche Bewässerung, mit zunehmender Versalzung und Alkalisierung der Böden als Konsequenz. Die als Lösung angepriesenen Riesenprojekte (einen Teil des Hoanghe- oder des Yangzi-Wassers ableiten) könnten sehr bedenkliche Umweltfolgen haben.

► *Grundwasser:* In der Nordchina-Ebene werden *pro Jahr* im Schnitt 53% (dreiundfünfzig Prozent!) der totalen Grundwasserreserven der Region zur Versorgung der großen Städte (Beijing/Tianjin, Xian, Taiyüan, Shenyang usw.) und zur Bewässerung gepumpt. In der Gegend von Beijing sinkt der Grundwasserpegel durchschnittlich um 1,5 Meter pro Jahr (!), im Baimiao-Distrikt der Stadt Tianjin[1] sogar um über 4 Meter pro Jahr. Aushöhlung des Untergrunds, Bodensenkungen, Wassermangel und Grundwasserverseuchung sind die Folgen. Wasser muß immer tiefer geholt werden, und so nehmen auch die Energiekosten fürs Hochpumpen zu.

China wohin?

Auf vielen anderen Gebieten (Biomasseverschwendung für Heizzwecke, Luftverschmutzung, Biotenverarmung usw.) sind die Daten ebenfalls alarmierend. Dabei steht in China die «Full-scale»-Industrialisierung erst noch bevor, und die Bevölkerungszahl nimmt immer noch – obwohl langsamer – zu. Seit ungefähr fünf Jahren mehren sich in China die Stimmen, die vor der Umweltzerstörung warnen. Der optimistische Ton der Parteipresse scheint aber eine Verkennung der Situation auf Seiten der Politiker widerzuspiegeln. Neuere staatliche Aufrufe zu vermehrtem Konsum (s. K. Kränzle, «Tages-Anzeiger» 29.11.84) scheinen an Wahnsinn zu grenzen. Doch erhofft man sich offensichtlich von einer solchen Politik einen Multiplikationseffekt für die Zuwachsrate der Wirtschaft. Als Beobachter hat man das Gefühl, daß sich die Führung doch irgendwie dessen bewußt wird, daß sie ein Rennen gegen die Uhr liefert: überall suchen neuerdings die Chinesen Kredite und Investitionen und schicken hochkarätige Delegationen in die Schweiz, die USA, Japan usw. Sind sie sich auch bewußt, daß sie von niemandem mehr Geld kriegen werden, falls sie in den nächsten Jahrzehnten einen Umweltkollaps erleben? Beim enormen Bevölkerungsdruck von voraussichtlich 1,2 bis 1,3 Milliarden Menschen im Jahre 2000 und bei – global gesehen – doch schwachen Investitionsmöglichkeiten für Umweltschutzmaßnahmen könnte die Umweltlage dort tatsächlich noch schlimmer werden als in den Industrieländern – umso mehr als die bürokratische Ineffizienz (vor allem bei zunehmender Entfernung vom Zentrum) noch lange nicht überwunden zu sein scheint. Und doch: wie eine im Jahr 1980 von chinesischen Forstwirtschaftsspezialisten veröffentlichte Studie schrieb: «Falls wir uns jetzt nicht zu festen, sofortigen Entscheidungen und Handlungen durchringen können, werden die schrecklichen Konsequenzen schier unvorstellbar sein.» Hoffentlich werden die verantwortlichen Politiker nicht zu stark vom kurzfristigen Boom der Landwirtschaft geblendet. Hoffentlich vergessen sie diese ernste Mahnung nicht!

Jean-Pierre Voiret, Thalwil

[1] Wie neuestens aus der chinesischen Presse zu erfahren war, wurde in der 8-Millionen-Stadt Tianjin (Chinas drittgrößter Stadt) inzwischen eine neue Kläranlage in Betrieb genommen. Ihre Kapazität reicht aus, um ein Fünftel der Abwässer der Stadt zu behandeln.

«Geben – nicht Hassen»

Zur Friedensformel von Albert Camus

Wenige Tage vor seinem tragischen Unfalltod am 4. Januar 1960 beantwortete Albert Camus von Lourmarin aus einige Fragen, die die Redaktion einer kleinen anarchistischen Zeitschrift in Argentinien mit dem Titel «Reconstruir» verschiedenen international bekannten Persönlichkeiten vorgelegt hatte. Diese kurzen Antworten, die Camus am 29. Dezember 1959 abschickte[1], sind vielleicht zu sehr durch die Fragestellung und die für Camus noch offene Zukunft bestimmt, um als sein geistiges Vermächtnis gelesen werden zu können. In einem solchen Vermächtnis hätten zum Beispiel zweifellos einige Sätze über die Kunst gestanden ... Trotzdem darf man sagen, daß Camus diese seine Antworten in der Stille Lourmarins (wo er an seinem Roman «Le Premier Homme» arbeitete[2]) Wort für Wort bedacht hat und daß gerade ihre Kürze ihnen besonderes Gewicht verleiht.

Das Interview

«Reconstruir»: Sehen Sie in den «Gipfel»-Treffen der Vertreter der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion eine Hoffnung bezüglich der Möglichkeit, den «kalten Krieg» und die Aufteilung der Welt in zwei antagonistische Blöcke zu überwinden?

Albert Camus: Nein, die Macht macht den verrückt, der sie innehat.

R: Haben Sie sich eine Meinung über die Möglichkeit einer «friedlichen Koexistenz» zwischen kapitalistischen und kommunistischen Regimen gebildet?

C: Es gibt heute weder ein rein kapitalistisches noch ein rein kommunistisches Regime. Es gibt Mächte, die koexistieren, weil sie sich Angst einjagen.

R: Glauben Sie für die anderen Länder an die Alternative «Vereinigte Staaten oder Sowjetunion»? Oder räumen Sie die Möglichkeit einer dritten Position ein? Wenn Sie an eine dritte Position glauben, wie kann man sie beschreiben oder definieren?

C: Ich glaube an ein vereintes Europa, das sich auf Lateinamerika und später, wenn der nationalistische Virus seine Kraft verloren hat, auf Asien und Afrika stützt.

[1] Für die Überlassung des französischen Textes, der am 1. Mai 1960 in der Zeitschrift *Liberté* erschien, danke ich Herrn F. H. Créach, Lourmarin. Es handelt sich um eine Rückübersetzung aus dem Spanischen, die inhaltlich jedoch als authentisch anzusehen ist; vgl. H. R. Lottman, Albert Camus. Paris 1978, S. 668. Deutsche Übersetzung des Interviews von Adelheid Müller-Lissner.

[2] Hierzu vgl. J. Sarocchi, Albert Camus et la recherche du père (Service de reproduction des thèses, Université de Lille III, 1979).

R: Halten Sie, auf einer anderen Ebene, die Anstrengungen zur Eroberung des Weltraums für positiv? Halten Sie das Gefühl vieler Leute für rückschrittlich, die meinen, man solle die riesigen Summen, die für Raketen und Satelliten ausgegeben werden, lieber benutzen, um zum Beispiel die chronische Unterernährung in weiten Regionen unseres Planeten zu beseitigen?

C: Die Naturwissenschaft schreitet fort – im Bösen wie im Guten. Man kann nichts daran ändern. Aber das Wenigste, was man sagen könnte, ist, daß man angesichts technisch großartiger und politisch verabscheuenswürdiger Taten weder stolz sein noch sich freuen sollte.

R: Wie sehen Sie die Zukunft der Menschheit? Was müßte man tun, um eine weniger von Not bedrückte und freiere Welt zu erreichen?

C: Geben, wann immer man kann. Und nicht hassen, wenn man es kann.

Die ihm 1959 gestellten Fragen nach der Überwindung des weltpolitischen Dualismus, der Möglichkeit einer «dritten Position», der Rolle der modernen Technik und nach einer Empfehlung für das zukünftige Leben und Handeln der Menschheit sind heute, 25 Jahre später, noch keineswegs überholt – eine Tatsache, die man als geradezu beängstigend empfinden kann: Offenbar leben wir immer noch unter demselben bedrohlichen Horizont, der seit 1945, d.h. seit den Schocks, die Auschwitz und Hiroshima uns versetzten, die Lage der Menschheit kennzeichnet – und wahrscheinlich noch auf unabsehbare Zeit kennzeichnen wird.

Das Dilemma der Macht und seine Folgen

Was die Möglichkeit der Überwindung des politischen Manichäismus betrifft, so beurteilt Camus diesen Antagonismus als ein Dilemma der *Macht*. Da die «reine Lehre» weder hier noch dort realisiert ist, geht es nach Camus längst nicht mehr um «Ideologie» oder gar um Wahrheit. Der «Besitz der Gewalt», der wie kein Geringerer als Kant gesagt hat, das «freie Urteil der Vernunft unvermeidlich verdirbt»[3], hat wahnhafte Zwangsvorstellungen hervorgebracht, die von der Angst voreinander noch verfestigt werden. Macht – das ist nicht irgendetwas «Geistiges», Philosophisches, sondern das Ensemble aus Ökonomie, Militär, atomarer Technik, offenen und subtilen Formen von Herrschaft. Daß die so gedeutete Macht heute die entscheidende Triebkraft jenes Dualismus ist, das ist zumindest eine Diagnose, für die manches spricht und die von vielen geteilt wird.

Sehr zeitnah wirkt heute (wieder einmal?) der Glaube an die Hoffnung auf ein vereintes *Europa*. Camus sieht es in einem besonderen historischen Zusammenhang mit Lateinamerika, doch umfaßt die von ihm anvisierte «dritte Position» auch Asien und Afrika. Hier wird man gewiß zu differenzieren haben, stellt sich doch heute die Frage, ob nicht allenthalben der Dualismus die «dritte Position» von vornherein verhindert oder, wo sie sich zu konsolidieren beginnt, eliminiert (was beides auch für Europa selbst zu gelten scheint). Käme es aber zu jenem Tertium (und wäre der «nationalistische Virus» verschwunden, der zweifellos ein Hindernis für die «Entwicklung» der Welt geworden ist), so könnte es, auch noch von heute aus gesehen, sehr wohl jene umfassende Einheit darstellen, die Camus vorschwebte. Einige Tendenzen weisen in diese Richtung, andere freilich stehen dieser weit vorausblickenden Prognose entgegen. Immerhin ist die Idee einer dritten Position, die die heute sogenannte Dritte (und Vierte) Welt nicht von der Ersten und Zweiten isoliert, sondern zusammen mit Europa als neue Dritte Kraft versteht, nicht reine Phantasterei. In Camus' Sicht ist dieses Dritte eine eigenständige Größe, die dazu beitragen könnte, den wahnhaften und Angst produzierenden dualistischen Machtantagonismus abzubauen.

[3] Vgl. I. Kant, Zum ewigen Frieden (1795): Kants Werke. Akademie Ausgabe, Bd. VIII (Nachdruck Berlin 1968) S. 369.

Realistischer Pessimismus

In der umfangreichen Camus-Literatur – allein im Laufe der letzten zwei Jahre erschienen sechs neue Veröffentlichungen in deutscher Sprache[4] – fehlt eine spezielle Untersuchung über Camus' Einschätzung von *Wissenschaft und Technik*. Camus stand dieser Realität unserer Welt mit einer gewissen Selbstverständlichkeit gegenüber: Wissenschaft und Technik sind nicht mehr wegzudenken. Aber er erkannte schon früh die hier liegende Dialektik. So schrieb er 1945 nach dem Abwurf der ersten Atombombe, die «civilisation mécanique» habe nunmehr ihren höchsten Grad der Wildheit erreicht, und man werde demnächst «zwischen dem kollektiven Selbstmord und dem intelligenten Gebrauch der wissenschaftlichen Errungenschaften wählen müssen».[5] 1948 faßte er in einem seiner dichtesten und schönsten Essays, «L'Exil d'Hélène», die Möglichkeit totaler Zerstörung durch die von menschlicher Maßlosigkeit gesteuerte Technik ins Auge und erinnerte er an die klassisch-griechische Idee des Maßes und an Nemesis als die über das Maß wachende, zur Strafe bereite Göttin.[6]

Aus der Antwort zu diesem Problemkomplex, die er in seinem letzten Interview gibt, spricht realistischer Pessimismus: Überblicken wir die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, so besteht trotz aller Warnungen wenig Aussicht, daß man jemals darauf verzichten wird, zu «machen», was man wissenschaftlich-technisch «machen» kann. Das bekannte Argument, dass andere «es» machen, wenn man es nicht selbst macht, hat eine außerordentlich hohe Effizienz, erst recht, wenn man hier die Verbindung zu der allgemeinen Macht-Problematik nicht außer acht läßt. Camus erkennt selbstverständlich die schreckliche Gleichzeitigkeit der Größe technischer Leistungen und des Elends, in dem sich Massen von Menschen, in erster Linie in der Dritten Welt[7], befinden. Dieser Widerspruch

[4] Vgl. B. Sändig, Albert Camus. Eine Einführung in Leben und Werk. Reclam, Leipzig 1983; M. Lauble, Sinnverlangen und Welterfahrung. Albert Camus' Philosophie der Endlichkeit. Düsseldorf 1984; A. Pieper, Albert Camus. München 1984; M. Rath, Albert Camus: Absurdität und Revolte. Eine Einführung in sein Werk und die deutsche Rezeption. Frankfurt 1984; H. Wernicke, Albert Camus. Aufklärer – Skeptiker – Sozialist. Essay über einen Entwurf vom brüderlichen Menschen. Hildesheim-Zürich-New York 1984; M. Yadel, La Chute von Albert Camus – Ansätze zu einer Interpretation. Bonn 1984.

[5] Vgl. A. Camus, Essais (Bibliothèque de la Pléiade, 183) Paris 1965, S. 291. Camus' Artikel erschien am 8. August 1945 im *Combat*.

[6] Vgl. A. Camus, Essais, ebd. S. 853–855; deutsch: A. Camus, Heimkehr nach Tipasa. Verlag Die Arche, Zürich 1957, S. 89–94. Der Text «L'Exil d'Hélène» erschien zuerst in dem vorzüglichen Band «Permanence de la Grèce» im Verlag der *Cahiers du Sud* (ohne Herausgeber), Marseille 1948, S. 381–386.

[7] Was die Frage «Camus und die Dritte Welt» betrifft, so wären Camus' Vertrautheit mit der Welt der Araber und Berber (vgl. insbesondere: Frag-

Wir empfehlen! Soeben erschienen!

Erfahrung aus dem Glauben

Edward Schillebeeckx – Lesebuch

herausgegeben und eingeleitet von Robert Schreiter, mit Bibliographie Schillebeeckx. Herder-Verlag, 327 Seiten, Leinen Fr. 35.–.

Authentische Kurzfassung des gesamten Werkes eines führenden Theologen unserer Zeit.

Buchhandlung Dr. Vetter, Schneidergasse 27, 4001 Basel, Tel. (061) 25 96 28.

sollte in der Tat jegliches Selbstbewußtsein und auch jeden primitiven Jubel ausschließen. Daß wir eher zu Selbstkritik und Sorge Anlaß haben, dürfte inzwischen jedermann klar sein. Insbesondere ist keineswegs sicher, sondern eher unwahrscheinlich, daß die wissenschaftlich-technisch mögliche Selbstzerstörung allein mit wissenschaftlich-technischen Mitteln verhindert wird. Wozu wären sonst die zahllosen Appelle an die Verantwortung und die Ethik der Wissenschaft nötig? Doch auch und gerade angesichts dieser Aufrufe behält, wie der bisherige Gang der Dinge belegt, Camus' Pessimismus sein Recht.

Die letzte Frage, die berühmte Frage nach dem, *was* also *zu tun sei,* beantwortet Camus mit einer Sentenz, die ihn nicht nur formal als moralistischen Aphoristiker erweist, sondern die in äußerster Zusammendrängung seine Ethik, ja, wenn man so will, seine Philosophie des Lebens und der Existenz überhaupt zum Ausdruck bringt. «Geben, wann immer man kann. Und nicht hassen, wenn man es kann. - Donner, quand on peut. Et ne pas haïr, si l'on peut.» - «Geben» - das ist der moderne Name für Liebe, dieses große, allzu oft malträtierte Wort. «Geben» ist eindeutiger, in seiner phänomenalen Gestik jedermann einsichtig. «Geben» heißt insbesondere nicht «verkaufen». Es meint vielmehr, auf allen Ebenen, jene selbstlose Zuwendung, die nicht mehr rechnet, weil sie nicht zuerst an sich selbst denkt, sondern an den anderen, die anderen. «Geben, ohne zu zählen» - an diese, Ignatius von Loyola zugeschriebene Forderung vermag heute noch ein Camus glaubwürdig zu erinnern.

Und auch das Zweite ist eindeutig: «nicht hassen». Der Haß tötet den anderen und zerfrißt uns selbst. (Wahrscheinlich ist er sogar krebserregend.) Nicht zu hassen, bedeutet, den Haß zu lassen, eine ruhige brüderliche, man möchte sagen: «menschliche» Einstellung zum anderen einzunehmen. «Nicht hassen» bedeutet nicht schon «lieben»; es ist weniger als das, und darum auch weniger in Gefahr, zur Phrase zu verkommen. Im Nicht-Hassen klingt etwas von (buddhistischer und taoistischer) Freund-lichkeit mit allem Seienden, allem Lebendigen an, eine Haltung, die - zusammen mit dem «Geben» - weniger gefährdet scheint als ein «schöpferischer Haß», den man, aus naheliegenden Gründen, glaubte verteidigen zu müssen.

Aber Camus verkündet seine Empfehlungen nicht in der Pose eines das Publikum anfeuernden und bedrohenden Predigers oder Rhetors - Verkündiger, die in der Regel von einer miserablen, weil naiv-idealistischen Anthropologie ausgehen, deren Behauptung lautet: Ihr könnt, wenn ihr nur wollt. Camus erweist sich auch hier als der subtilere Kenner der Menschen; er sieht die Hindernisse, die den Maximalforderungen entgegenstehen. Wenn man im Maße des Möglichen dem Menschen das Geben und Nicht-Hassen zumutet und empfiehlt, also die Starrheit heteronomer Gesetzlichkeit oder den Rigorismus kantisch begründeter Pflicht beiseite legt, wird man der konkreten Menschenwirklichkeit besser gerecht.

Doch auch wenn die Befolgung noch so schöner Maximen ausbleibt, ist es erforderlich, sie zu wiederholen, um dem zynischen Nihilismus nicht das Feld zu überlassen und um dem erreichbaren Frieden unter Menschen eine Chance zu geben. Geben und nicht hassen, soweit man dazu fähig ist - privat, öffentlich, politisch -, das ist Camus' Friedensformel, die Gegenwart ändert und Zukunft ermöglicht.

Heinz Robert Schlette, Bonn

ments d'un combat 1938-1940. Cahiers Albert Camus 3/1 und 3/2, Paris 1978), seine Eindrücke während seiner Südamerika-Reise 1949 (vgl. A. Camus, Journaux de voyage. Paris 1978, deutsch: Reisetagebücher. Reinbek 1980), aber auch sein Essay-Band «Noces» (1938, dt. unter dem Titel «Hochzeit des Lichts», in mehreren Ausgaben bei Arche, Zürich, und Rowohlt), dessen «africanité» in einem Vortrag von Paul Tabet bei dem Camus-Colloque in Grosseto (Mai 1984) aufgezeigt wurde (vgl. Bulletin der Société des Etudes camusiennes No 5, (Sept. 1984, S. 2), und einige andere Texte des näheren zu untersuchen. (Die Adresse der S.E.C. lautet: Frau Prof. Dr. J. Lévi-Valensi, 50 bvd. Jules Verne, F-80000 Amiens.) - Die Position, die Camus in den fünfziger Jahren in der Algerien-Frage vertrat, stand in einem andersartigen, hier nicht zu diskutierenden Kontext.

Buchbesprechung

Udo Theodor Manshausen: Die Biographie der Edith Stein. Beispiel einer Mystagogie. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 23: Theologie, Bd. 233), Verlag Peter Lang, Frankfurt a.M. - Bern - Nancy - New York 1984, 137 S., Fr. 30.-.

Der junge Münsteraner Theologe U.Th. Manshausen stellt sich die Frage, wie der Mensch «mit dem Geheimnis Gottes in Berührung» zu kommen vermag. *Karl Rahners* Verständnis von Mystagogie ist ihm dabei wegweisend, die menschliche Erfahrung von Gott und Gnade in einer pluralistischen Welt. Deshalb führt ein erster Teil von Manshausens Studie in die Mystagogie ein, wie sie Rahner als Begriff seit ca. 1966 verwendet hat. In klarer und verständlicher Art wird hier auch der Laie mit zentralen Gedanken der Rahnerschen Theologie bekannt gemacht. - Im Mittelpunkt der Publikation steht die Biografie *Edith Steins* (1891-1942), weil am Beispiel ihres Lebens die Selbstmitteilung Gottes, die letztlich zwar mysterium fidei bleiben muß; ein Stück weit erhellt werden kann. Nicht nur knüpft diese Biografie die Verbindung zwischen Getsemani und Auschwitz - beides absolute Momente des Schweigens, nicht der Selbstmitteilung Gottes. Dem Autor gelingt auch auf überzeugende Weise die Darlegung, daß in diesem Fall religiöse Wahrheit und philosophisches Wissen zusammenkommen mußten, wenn die Frage nach dem gelebten Glauben gelöst werden wollte, daß aber auch dann noch immer der Vollzug eine «freie Gabe des Geschenks» bedeutet.

Hinsichtlich des Informationsstands der Edith-Stein-Biografie erbringt diese Studie nichts Neues, will dies wohl auch gar nicht anstreben. Anregend gestaltet sich jedoch die Verbindung dieser biografischen Skizze und ihrer Interpretation mit der Mystagogie Rahners, obwohl man sich diese in der Ausfaltung detaillierter hätte wünschen mögen. Auch läßt sich der Pluralismus, wie ihn Rahner im Hinblick auf die Gegenwart der Nachkriegszeit erläutert, nicht ohne weiteres auf die Epoche Edith Steins übertragen, zumal da ihr Übertritt zum Christentum innerhalb eines überraschenden geistigen Konsenses stattgefunden hat; man denke an die zahlreichen Konversionen im Umkreis Schelers und Husserls, an die internationale Bewegung des «Renouveau catholique».

Im dritten und letzten Teil seiner Arbeit will Manshausen Hinweise für eine Mystagogie in die religiöse Erfahrung aufzeigen und hier durchaus auch praktische Anregungen bieten. Edith Steins Überlegungen, etwa aus «Wege zur inneren Stille», beanspruchen hier den größten Raum, so daß dieses Kapitel, was die eigenständigen Anmerkungen des Autors betrifft, etwas karg ausfällt. Indes darf dieser Publikation ein hoher Grad an Lebensnähe attestiert werden.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern

ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebneter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymund Schwager (Innsbruck)
Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556967-61
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 62 90-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004
Jahresabonnement 1985:
Schweiz: Fr. 35.- / Studenten Fr. 25.50
Deutschland: DM 43,- / Studenten DM 29,50
Österreich: öS 330,- / Studenten öS 215,-
Übrige Länder: sFr. 35.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 40.-/DM 50,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr. 2.50/DM 3,-/öS 22,-

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

AZ 8002 Zürich

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion